

SCHWÄBISCHE HEIMAT

3

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / SEPTEMBER 1969



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1969

20. Jahrgang

Drittes Heft — Juli / September

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Bodensee

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Verlags W. Kohlhammer, Stuttgart, bei. Einem Teil der Auflage ist ein Prospekt des Verlags Berliner Union, Stuttgart, beigelegt. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

INHALT

Die Höhlenfeste und ihre Bedeutung für die Entwicklung eines „Höhlenbewußtseins“ im Schwabenland Von Hans Binder	173
Stephan Ludwig Roth und das Schwabenland Von Otto Folberth	181
Ältestes Kulturland von Baden-Württemberg Von Ernst Müller	189
Der Kapellenturm in Rottweil Von Peter Anstett	205
Das römische Rottweil Von Dieter Planck	212
Schleinsee – Idyll oder Rummelplatz? Von Helmut Schönnamsgruber	214
Die Ikonen des Nikolai Schelechoff Von Adolf Schabl	218
Most und Mosten Von Karl Häfner	221
Brot und Mooscht Gedicht von Karl Häfner	224
Wandlungen einer Strohgäugemeinde, dargestellt am Beispiel von Hirschlanden Von Karl Baur	225
Briefe Justinus Kerners an Ferdinand Freiligrath Von Wilhelm Schoof	227
Was uns beschäftigt – was uns angeht	
Hochrheinfrage aufs neue aktuell! Von Wilhelm Kohlhaas	230
Riedenberger Eichenhain in Gefahr! ..	231
Das Zeughaus in Augsburg	232
Buchbesprechungen	233
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	237

Die Höhlenfeste

und ihre Bedeutung für die Entwicklung eines „Höhlenbewußtseins“ im Schwabenland

Von Hans Binder

Herrn Professor Dr. Helmut Dölker zur Vollendung
des 65. Lebensjahres gewidmet

Bei keinem der vielen Kinderfeste in unserem Land dürfen im Festzug Rulaman und die alte Parre fehlen, und die Kämpfe zwischen den Aimats und den Kalats oder die Jagd auf den Höhlenbären werden von den Kindern mit großer Begeisterung so realistisch wie möglich dargestellt. Zur Fastnachtszeit tummeln sich wohl auch die Erwachsenen des öfteren in kleidsamen, der Altsteinzeitmode nachempfundenen Kostümen in „auf Höhle“ dekorierten Räumen. Selbstverständlich schließen Ausflüge von Familien, von Schulklassen, Betrieben und Vereinen den Besuch von Höhlen ein, und eine Tageszeitung oder Zeitschrift, die Neuigkeiten über Höhlen zu berichten weiß, darf sicher sein, daß dieser Bericht von vielen Menschen gelesen wird.

Wer nun von den heutigen Verhältnissen ausgehend schließen wollte, so sei es auch in den vergangenen Jahrhunderten gewesen, täuschte sich. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts waren es stets nur einzelne, die es wagten, eine Höhle zu betreten. Der Gewährsmann *Gustav Schwabs*, der 1801 das Linkenboldslöchl bei Onstmettingen befuhr, wurde vor „Muertes Heer“ gewarnt, das darin hause, und von den Neugierigen, die sein Tun beobachteten, wurde er gar selbst als Hexenmeister oder vom Teufel Besessener angesehen (*Schwab* 1823, 40; *Binder* 1964, 10). Für alle Fälle versahen sich die vier mutigen Männer aus Geislingen, die im Jahre 1800 in das Mordloch bei Eybach eindringen, mit einer geladenen Pistole (*Blätt. Schwäb. Albver.* 22, 1910, 354 (*Binder* 1964, 12)). Enttäuscht und entrüstet berichtet *Josef Daniel Mozin*, er habe seinen Führer nicht einmal dazu bewegen können, mit ihm auch nur einige Schritte in das Sibyllenloch unter der Teck zu gehen (1803, 335 ff.).

Wie konnte bei dieser allgemein verbreiteten negativen Einstellung zu den Höhlen *Ludwig Uhland* hoffen, mit seinem 1834 entstandenen Lied „Die Glockenhöhle“ seine Zeitgenossen anzusprechen? Wir lassen die vier Strophen, in denen der Romantiker und der Politiker Uhland das Wort ergreift, folgen:

„Ich weiß mir eine Grotte,
Gewölbt mit Bergkristalle,
Die ist von einem Gotte
Begabt mit seltnem Halle:
Was jemand sprach, was jemand sang,
Das wird in ihr zu Glockenklang.

Dort tauschen zwei Beglückte,
Bewegt von gleichem Triebe,
Was längst die Herzen drückte,
Das erste Ja der Liebe;
Ein leises Glöcklein stimmt so rein
Zu einem lautern, vollern ein.

Dort lassen lust'ge Zecher,
Sich auf der Felsbank nieder,
Sie schwingen volle Becher
Und singen trunkne Lieder;
Nie klang die Glocke so wie heut
Von Feuerlärm und Sturmgeläut.

Zween Männer, ernst und sinnig,
Vereint durch heilge Bande,
Sie reden dort so innig
Vom deutschen Vaterlande;
Da tönt die tiefste Kluft entlang
Ein dumpfer Grabesglockenklang.“



1. Wimsener Höhle gez. von A. Seyffer. Aus dem Morgenblatt für gebildete Stände, Jahrgang 1809.
Aufnahme Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Verständlich wird Uhlands Poesie, wenn man weiß, daß sich in den zwischen den geschilderten Höhlenbefahrungen um 1800 und der Niederschrift des Lieds von der Glockenhöhle liegenden Jahren ein bemerkenswerter Umschwung vollzogen hat. Verschiedene Ursachen hatten dies bewirkt: Das Interesse des Kurfürsten Friedrich von Württemberg (seit 1806 König Friedrich I.) an den Sehenswürdigkeiten seines Landes (vgl. Anm. 1) führte zur Entstehung der Höhlenfeste. Sie ließen die Höhlen zu Mittelpunkten der Geselligkeit werden. Literarisch wurde diese Entwicklung vor allem durch Gustav Schwabs Albführer „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb“ (1823) und mehr noch durch Wilhelm Hauffs Roman „Lichtenstein“ (1826) unterstützt (Binder 1969 b). Übrigens stammen die ersten bildlichen Darstellungen aus schwäbischen Höhlen ebenfalls erst aus dem

ersten Drittel des 19. Jahrhunderts (Fleischhauer 1963; Schefold 1954; Paret 1965; Kasper 1964). Über die Oberamtsbeschreibungen und die Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde und ähnliche Veröffentlichungen wurden einem begrenzten Kreis die Ergebnisse der aufkommenden Höhlenforschung nahegebracht. Einem einzelnen gelang es, diese Ergebnisse zum Allgemeingut zu machen: David Friedrich Weinlands „Rulaman – Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären“, 1875 erschienen, wurde zum Volksbuch, das auch in unseren Tagen noch Neuauflagen erfährt (Berger 1967). Nun kam 1888 im Schwäbischen Albverein ein Wanderverein auf, der schon bald im ganzen Land Ortsgruppen mit zahlreichen Mitgliedern aufbaute und der eng mit dem 1889 gegründeten Schwäbischen Höhlenverein zusammenarbeitete.



2. Nebelhöhle mit Frühlingsfest (Geograph. Charakterbilder aus Schwaben, um 1900). Im Besitz des Heimatmuseums Laichingen. Fotohaus Laichinger

Das von beiden Vereinen erweckte Interesse wirkt bis zum heutigen Tage fort (Gußmann 1963, Binder 1968 b).

Bis 1803 war die Nebelhöhle „ein mühsamer und beschwerlicher Schlupf“. Erst für den Besuch des Kurfürsten Friedrich wurde sie „durch Abgraben, Anbringung von Stufen etc. leichter zugänglich gemacht“ (Hochstetter 1894). 1804 berichtete der Pfullinger Oberamtmann Rümelin, daß früher

„die Höhle nur selten von Fremden und manchmal von Naturforschern besucht worden ist“, daß aber „seit der Höchsten Anwesenheit sowohl aus der Nähe als aus entfernten Gegenden viele Menschen und oft große Gesellschaften kommen.“ Etliche Einwohner hätten den Wunsch geäußert, die Höhle auf eigene Kosten beleuchtet zu sehen. 1805 wurde dieser Wunsch wiederholt. In diesem Jahr besuchten Kurfürst und Kurfürstin gemeinsam die Höhle, Fried-



3. Pfingsten auf der Nebelhöhle. Holzschnitt von 1890. Aus der Sammlung Dr. Karl Keim, Reutlingen.

rich, nun als König, 1806 ein weiteres Mal. Wie sich das Nebelhöhlenfest am Pfingstmontag im einzelnen entwickelt hat, soll hier nicht dargestellt werden (vgl. Binder 1969 b). Jedenfalls konnte Carl Theodor Griesinger 1839 erklären: „Es ist ein altes Herkommen, am Pfingstmontag wird die Nebelhöhle illuminiert. Jedermann im Lande weiß es und zum Überfluß macht man's noch in allen Zeitungen bekannt.“

Liest man Griesingers ausführliche Beschreibung des fröhlichen Treibens auf dem Festplatz, dann stellt man fest, daß sich in anderthalb Jahrhunderten so sehr viel nicht geändert hat, sieht man von den technischen Errungenschaften ab. Um dies Nebelhöhlenfest – und den Lichtenstein – besuchen zu können, rücke mancher eine ganze Woche dran, „denn die Nebelhöhle liegt am Anfange der Alp, nur wenige Stunden von Tübingen, und von Ulm oder Heilbronn ist's weit dahin; aber gern opfert man Zeit und Geld, denn man trifft ja Freunde und freudige Gesellschaft. Gutes Wetter ist ohnehin immer bestellt.“

Wie sehr die Nebelhöhle und das Nebelhöhlenfest als für die Schwäbische Alb typisch empfunden wurden, geht aus der Aufnahme eines Bildes „Nebelhöhle mit Frühlingsfest“ in die Reihe „Geographische

Charakterbilder aus Schwaben“ hervor (Blätt. Schwäb. Albver. 13, 1901, Beil. 2, 90). Es befindet sich vielleicht noch da und dort in einer Lehrmittelsammlung. Im unteren Teil ist die Höhle zu sehen, die von Fackelträgern ausgeleuchtet wird, im oberen Teil zeigt das Bild den Festplatz: unter stattlichen Bäumen in frischem Grün eine Menschenmenge, bunte Trachten herrschen vor, im Hintergrund eine schwarz-weiß-rote Fahne (in Württemberg!).

Nun war das Nebelhöhlenfest keineswegs das einzige derartige Fest, das im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aufkam, aber sein Licht strahlte so hell, daß die anderen in seinem Schatten kaum bemerkt wurden. Das gilt besonders für das Sontheimer Höhlenfest. „Noch bis gegen das Jahr 1790 hielten die Sontheimer Bauern alljährlich am Pfingstmontag Schmauß und Tanz in dieser Höhle“, berichtet G. Schwab (1823, 285). Das Lexikon von Württemberg (1833) und der i. a. ausgezeichnet unterrichtete C. T. Griesinger (1841) wissen ebenfalls von dem alten Brauch, seine Erneuerung auf Betreiben des Münsinger Oberamtmanns Friedrich Hoyer im Jahre 1825 ist ihnen aber entgangen (Binder 1969 a).



4 Auf dem Festplatz über der Nebelhöhle 1964.

Aufnahme Reutlinger Generalanzeiger

Nachdem in den Jahren 1829/30 die Schertelshöhle bei Westerheim erschlossen worden war, veranstaltete man auch dort alljährlich ein Höhlenfest (*Griesinger* 1841). Und von der 1834 entdeckten Erpfinger Höhle teilt derselbe Verfasser mit (1841): „Die Erpfinger Höhle wird auch Karlshöhle genannt, ein Name, der ihr zu Ehren des württembergischen Kronprinzen, der sie einmal besuchte, erteilt wurde. Wie die Nebelhöhle wird sie jährlich einmal, am Jakobitage, von mehr als tausend Lampen beleuchtet und die Bewohner von mehr als 10 Stunden im Umkreise eilen an diesem Tage herbei, um im Kreise von Bekannten und Freunden ein lustiges Volksfest zu feiern.“

Schon früh erfahren wir auch von Festen an kleineren oder doch nicht allgemein zugänglichen Höhlen. Sicher sind manche davon mehr als private Veranstaltungen kleinerer Gruppen aufzufassen. Wenn nicht alles trügt, dürfen wir diese Feste jedoch als vom

Nebelhöhlenfest angeregt betrachten. Für die Ausbreitung des Interesses an den Höhlen sind sie gewiß nicht unwichtig. Wir haben z. B. Nachricht von einer „Gesellschaft von Honoratioren“, die vor 1833 im Hohlen Stein im Lonetal feierte (später Bärenhöhle im Lonetal/*Schäfer* 1833). In der Silbersandhöhle bei Blaubeuren fanden 1833, 1834 und 1836 im Rahmen kleiner Feste Beleuchtungen statt (*Binder* 1963, 352) und auch in die Falkensteiner Höhle drangen 1841 Uracher Bürger bei einer Beleuchtung 360 m weit ein (Württ. Jahrb. 1875, 140).

Da der Ausbau der 1892 entdeckten Laichinger Tiefenhöhle jahrzehntelange Arbeit erforderte, kam es erst Mitte der 30er Jahre zu Höhlenfesten, an denen sich die Einwohnerschaft beteiligte, meist im Juli oder August (mdl. A. Feinauer). 1947 wurde der noch junge Brauch erneut aufgegriffen (*Frank* 1962, 29). Bei der Charlottenhöhle fanden gleich im Entdeckungsjahr 1893 anlässlich der Eröffnung und dann



5. Pilgerfahrt zur Nebelhöhle um 1885. Aus der Sammlung Dr. Karl Keim, Reutlingen.

beim Besuch der Königin Charlotte Feste statt. Ein fester Brauch bildete sich jedoch nicht heraus. Erst in neuerer Zeit fanden in unregelmäßigen Abständen Höhlenfeste statt (Binder 1968 a).

An den Gutenberger Höhlen, die 1889/90 erschlossen wurden, ist nie ein Höhlenfest gefeiert worden. Dagegen sollen bei der Friedrichshöhle in Wimsen früher gelegentlich Feste abgehalten worden sein (mdl. B. Lüdecke) und auch von der Kolbinger Höhle sind vereinzelte Feste bekannt (Schray & Streng 1968).

Zur Ausbildung einer starken Tradition kam es aber in Schelklingen. 1870 hatte *Oscar Fraas* den Hohlen Felsen bei Schelklingen ausgegraben. Eine erste Beleuchtung fand schon am 17. 9. 1871 statt (Blaumann Nr. 73/74), eine weitere an Peter und Paul 1872 (Blaumann 1872, Nr. 51). Nochmals wurde die Höhle beleuchtet, als im August 1872 die in Ulm versammelten Mitglieder des Anthropologischen Vereins zur Besichtigung der Höhle nach Schelklingen kamen (Hartung 1906). Danach geschah 30 Jahre lang nichts. Dann wurde auf 9. 7. 1905 erstmals wieder zu einer Beleuchtung eingeladen. 10 Gasglüh-lämpchen und mehrere 100 kleiner, bunter Lämpchen wurden verwendet. In größeren Zeitabständen folg-

ten weitere Beleuchtungen, doch finden erst seit 1950 die Höhlenfeste alljährlich statt. Sie werden von den Schelklinger Vereinen und der Stadtverwaltung getragen und werden selbst bei ungünstiger Witterung von einigen tausend Menschen besucht.

Das eben genannte Beispiel des nur zu den Höhlenfesten beleuchteten Hohlen Felsen bei Schelklingen führt uns zum Ausgangspunkt zurück. Vor der Einführung der dauerhaft verlegten elektrischen Beleuchtung (Anm. 2) war eine einigermaßen befriedigende Beleuchtung nur dann rentabel, wenn innerhalb weniger Stunden eine möglichst große Zahl von Besuchern zusammenkam. Dies konnte nur durch ein Höhlenfest erreicht werden. In dem auf dem Rathaus in Erpfingen verwahrten Besucherbuch der Karls-höhle, das auch als Grundlage der Abrechnung des Höhlenführers diente, sind pro Jahr nur wenige Namen verzeichnet. Die Unterlagen über die Pachteinnahmen aus der Nebelhöhle lassen erkennen, daß es bei dieser Höhle nicht anders war (Binder 1969 b). Mit einem Beispiel aus dem Ausland soll gezeigt werden, daß solche Verhältnisse die Regel waren: In der Jubiläumsschrift zur 150-Jahr-Feier der Höhle von Postojna (Adelsberger Grotte) stellt *R. Savnik* (1968) fest, daß die Besucherzahl des



6. Hohler Fels im Achtal bei Schellklingen.

Aufnahme Binder

Pfingstmontags, an dem seit 1825 ein „Grottenfest“ mit Musik und Tanz in der Höhle stattfand, oftmals größer war als im ganzen übrigen Jahr. Das bis zum 2. Weltkrieg regelmäßig gefeierte Fest wurde nach 1945 nicht mehr erneuert. Für ein Höhlenfest zur Förderung des Besuchs besteht kein Bedürfnis mehr, nachdem inzwischen die Besucherzahl der Höhle von Postojna die 500 000 pro Jahr überschritten hat.

„Der Ostermontag ist auch ein heiliger Tag, denn da feiert man das Auferstehungsfest des Frühlings, aber der Pfingstmontag ist doch noch heiliger, denn an diesem Tag wird der Frühling erst begriffen.“ Wer am Pfingstmontag zu Hause bliebe, würde angesehen wie einer, der sich mit gesundem Leib am hellen Tag ins Bett legte. Diese Feststellung C. J. Griesingers (1839, 103) ist ein wichtiger Hinweis für das Verständnis des Erfolgs der Höhlenfeste: An Pfingsten lockt es die Menschen hinaus in die Natur und in der allgemeinen Festesfreude bleibt für die Furcht vor dem Geheimnisvollen unter der Erde wenig Raum. Daß die nach dem Nebelhöhlenfest entstandenen Feste auf andere Termine ausweichen mußten, bedarf keiner weiteren Erklärung.

In der Einleitung ist schon gesagt worden, wie Schriftsteller, Forscher und Vereine ihrerseits zu der Entwicklung eines „Höhlenbewußtseins“ beigetragen haben. Es muß jetzt noch nachgetragen werden, daß die Schwierigkeiten der Erschließung und Betreuung bei einigen Schauhöhlen die beteiligten Höhlenfreunde veranlaßt haben, sich zu einem Verein zusammenzuschließen (Kolbingen, Laichingen, Sontheim, Westerheim). In diesen Fällen hat die gemeinschaftsbildende Kraft der Höhlen sich nicht darin erschöpft, einmal im Jahr eine größere Menschenmenge für einige Stunden bei einem frohen Fest zu vereinen und damit für die Höhlen zu werben, sondern sie hat feste Zusammenschlüsse bewirkt, die sich aktive Höhlenforschung zur Aufgabe gestellt haben.

Wer Gelegenheit hatte, sich in den verschiedenen Karstlandschaften Deutschlands umzusehen und umzuhören, wird zustimmen müssen, daß das „Höhlenbewußtsein“ im Schwabenland stärker ausgeprägt ist als anderswo. Was die Höhlenfeste zu dieser Entwicklung beigetragen haben, versuchte ich darzustellen.

Anmerkung 1:

Kurfürst Friedrich stattete unmittelbar nach der Nebelhöhle (4. 8. 1803) auch der Wimsener Höhle (9. 8. 1803) einen Besuch ab. Ihr Besitzer, Friedrichs Staatsminister Graf Philipp Christian von Normann, ließ aus diesem Anlaß eine Tafel mit der lateinischen Inschrift an der von nun an „Friedrichshöhle“ genannten Höhle anbringen:

Grata tuum praesens numen mea nympha salutat.
Laetior unda tibi nunc Friderica fluit,
MDCCCIII. IX. Aug. F. F. Normann.
(OAB Münsingen 1912, 690).

Zu deutsch (nach *Wais* 1926): Dankbar begrüßt den hohen Besuch die hier waltende Nympe. Fröhlicher fließt dir nun, Friedrichshöhle, die rauschende Ach.) Im Oktober 1816, schon vom Tode gezeichnet, besuchte König Friedrich noch die Ausgrabung von 12 Mammutstoßzähnen am Seelberg in Cannstatt. Die ausgrabenden Gelehrten übernahmen die von Friedrich geäußerte Vermutung, diese Stoßzähne seien von Menschen aufgehäuft worden, nicht. Erst ein halbes Jahrhundert später bestätigten die Ausgrabungen von *Oscar Fraas* an der Schussenquelle und die im Anschluß durchgeführte Nachgrabung im Hohlen Stein im Lonetal (1866) des Königs Vermutung von der gleichzeitigen Existenz des Menschen und der ausgestorbenen eiszeitlichen Großsäuger. Damit war für Württemberg diese Streitfrage des 19. Jahrhunderts ein für allemal erledigt (*Adam* 1966). Übrigens bestehen auch Zusammenhänge zwischen König Friedrich und David Friedrich Weinlands „Rulaman“. Der aus Esslingen stammende Erhard Friedrich Weinland, der Großvater des Rulamanverfassers, war einige Jahre herzoglich mecklenburgischer Justizrat in Rostock gewesen. Während dieser Zeit wurde August Johann Friedrich Weinland geboren. Er war schon mit 19 Jahren Magister und wollte sich in Rostock als Orientalist habilitieren. Die hierfür nötige Ausreiseerlaubnis wurde ihm von König Friedrich verweigert. Deshalb wurde A. J. F. Weinland 1812 Pfarrer in Grabenstetten auf der Uracher Alb. Dort ist am 30. 8. 1829 David Friedrich Weinland geboren worden. Aus seiner Bindung an die Heimat erwuchs das Buch, das Generationen begeisterte (*Berger* 1967).

Anmerkung 2:

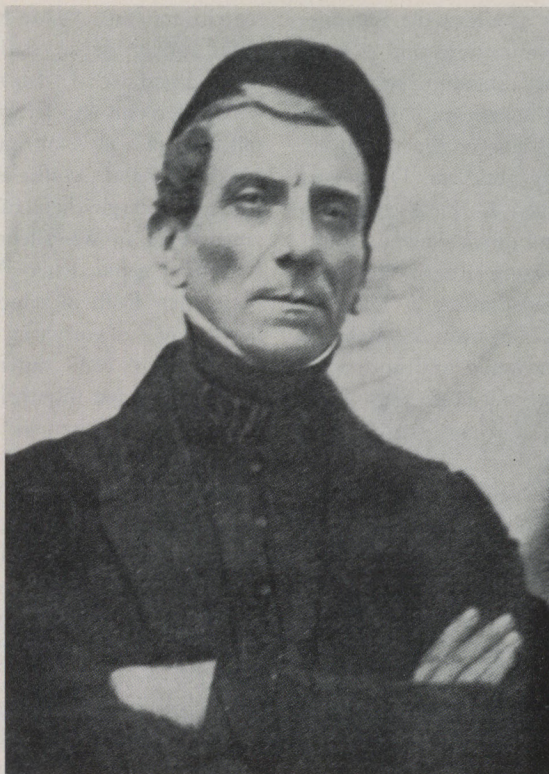
Die Einführung der elektrischen Beleuchtung in den Schauhöhlen der Schwäbischen Alb erfolgte in den folgenden Jahren (*Binder* 1968a, 31):

Olgahöhle	1884	Laichinger Höhle	1937
Charlottenhöhle	1893	Bärenhöhle	1950
Nebelhöhle	1922/24	Schertelshöhle	1953
Gußmannshöhle	1922	Sontheimer Höhle	1957
Friedrichshöhle	1927	Kolbinger Höhle	1962
Karlshöhle	1934	Gutenberger Höhle	1967

Schrifttum:

Adam, K. D. (1966): Quartärforschung am Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart. – Stuttg. Beitr. z. Naturkde. Nr. 167, Stuttgart.
Berger, F. (1967): David Friedrich Weinland (Biographie). – Abh. Karst- u. Höhlenkde., Reihe F, Heft 1, München.

Binder, H. (1963): Gewinnung von Montmilch und Höhlendünger und andere Arten der Höhlennutzung in alter und neuer Zeit. – Jh. Karst- u. Höhlenkde. 4, München.
Binder, H. (1964): Zur Geschichte der Höhlenforschung auf der Schwäbischen Alb. – Mitt. Verb. Dt. Höhlen- u. Karstforscher 10, München.
Binder, H. (1968 a): Vom „Hundsloch“ zur Schauhöhle. – Abh. Karst- u. Höhlenkde., Reihe A, Heft 3, München.
Binder, H. (1968 b): Notizen zur Geschichte der Höhlen- und Karstforschung in Württemberg. – Jh. Ver. vaterl. Naturkde. Württemberg 123, Stuttgart.
Binder, H. (1969 a): „Herrlich war es anzusehen – Wie in einem Schloß der Feen“ – Bericht über einige Beleuchtungen der Sontheimer Höhle im 19. Jahrhundert. – Blätt. Schwäb. Albver. 75, Stuttgart.
Binder, H. (1969 b): Ein Fürst und ein Dichter begründen den Ruhm der Nebelhöhle. – Abh. Karst- u. Höhlenkde., Reihe A, Heft 4, München.
Blaumann, Der. – Amtsblatt des Oberamts Blaubeuren, Jg. 1871 ff., Blaubeuren.
Fleischhauer, W. (1963): Die Alb in den Augen der klassischen und romantischen Maler. – *Walzer, A. & Widmann, H.*: Die Schwäbische Alb in Dichtung und Malerei, Stuttgart.
Frank, H. (1962): Der Wiederaufbau nach dem Krieg. – *Frank, H. u. a.*: 70 Jahre Laichinger Tiefenhöhle, Laichingen.
Griesinger, C. Th. (1839): Humoristische Bilder aus Schwaben, Heilbronn.
Griesinger, C. Th. (1841): Universal-Lexicon von Württemberg. Hechingen und Sigmaringen, Stuttgart und Wildbad.
Gussmann, H. (1963): Der Schwäbische Höhlenverein (1889–1909), die erste höhlenkundliche Vereinigung in Schwaben. – Jh. Karst- u. Höhlenkde. 4, München.
Hartung, Dr. (1906): Der hohle Fels bei Schelklingen. – Blätt. Schwäb. Albver. 18, Stuttgart.
Hauff, W. (1826): Lichtenstein. Eine romantische Sage, Halle a. d. S.
Hochstetter, G. (1894): König Friedrich und die Nebelhöhle. – Blätt. Schwäb. Albver. 6, Stuttgart.
Kasper, A. (1964): Kunstwanderungen kreuz und quer der Donau, Biberach.
Lexikon von Württemberg, Stuttgart 1833.
Mozin, J. D. (1803): Les charmes de Wurtemberg, 1. Aufl., Stuttgart.
Nägele, E. (1910): Ein Besuch des Mordlochs bei Geislingen. – Blätt. Schwäb. Albver. 22, Stuttgart.
Paret, O. (1965): Franz Keller (1852–1938) – Arzt und Heimatforscher in Heubach (Kreis Schwäbisch Gmünd). – Jh. Karst- u. Höhlenkde. 6, München.
Savnik, R. (1968): 150 Jahre der Grotte von Postojna als Schauhöhle. – 150 Let Postojnske Jame 1818–1968, Postojna.
Schäfer (1833): Der Hohlestein im Lonethale. – Württ. Jahrbuch, Stuttgart.
Schefold, M. (1954): Alte Ansichten der Schwäbischen Alb, Stuttgart.
Schray, F. & Streng, H. (1968): Vom Naturdenkmal Kolbinger Höhle. – Tuttlinger Heimatblätter, Tuttlingen.
Schwab, G. (1823): Die Neckarseite der Schwäbischen Alb, Stuttgart (Neudruck Tübingen 1960).
Steiner, R. (o. J.): Ludwig Uhlands Werke, Berlin.
Wais, J. (1926): Albführer, 10. Aufl., Stuttgart.
Anonym (1875): Die Falkensteiner Höhle. – Württ. Jahrbuch, Stuttgart.



Stephan Ludwig Roth (1796–1849)

Stephan Ludwig Roth und das Schwabenland Das Wagnis einer siebenbürgisch-schwäbischen Kolonisation

Von Otto Folberth

1.

Im Frühjahr 1845 erhielt Stephan Ludwig Roth, damals evangelischer Pfarrer im entlegenen siebenbürgischen Winzerdörfchen Nimesch in der Nähe von Mediasch, einen Brief aus Wien. Dieser begann mit den Worten: „Teurer Freund! Zwei Jahre sind verflossen, seit wir, in Kronstadt vereint, einstimmig den Beschluß faßten, die Kolonisation deutscher Einwanderer ins Sachsenland ehestens ins Leben zu rufen; kostbare zwei Jahre, in denen wohl Versammlungen gehalten, ein Generalkomitee eingesetzt, Statuten entworfen wurden u. dgl. mehr, zur Hauptsache jedoch, zu den Kolonisten selbst, sind wir noch immer nicht gekommen. Und doch machen die Umstände

nunmehr ein baldiges Handeln dringend nötig. Ich teile mit mehreren für die Sache sich warm interessierenden Männern die Ansicht, daß ein einzelner Mann, der voll Eifer und guten Willens sich zu einer Reise nach Deutschland entschlösse, in der Absicht, nur einige wenige Familien zur Übersiedlung nach Siebenbürgen zu bewegen, die dann wohl ihre Bekannten und Angehörigen nach sich ziehen würden, wohl allein imstande wäre, die Sache gleich in Gang zu bringen, womit Komitee, Unkosten, Kapitalien, die ganze bürokratische Leitung und alle Auffälligkeit entfielen . . . Einen Mann, wie man ihn denn hiezu braucht, glaube ich in Dir, treuer Freund, gefunden zu haben. Du hast durch Deine Schriften den Eifer

für das Wohl Deines Volkes, Du hast die Entschiedenheit Deines Charakters manifestiert, und es kann Dir die Gelegenheit zu einer Handlungsweise im Sinne Deiner Grundsätze nur angenehm sein, Du besitzt hiezu alle äußeren und inneren Eigenschaften, Deine Stellung ist unabhängig gesichert, Du kannst als Pfarrer mit allen Kollegen in Deutschland in schnelle Verbindung treten und durch sie dem Unternehmen eine nachhaltige Wirkung sichern; kurz, ich finde alle erforderlichen Eigenschaften in Dir vereinigt und glaube an dem Willen nicht zweifeln zu können.“ Der mehrere Seiten lange und noch viele Details enthaltende Brief schloß mit dem Gruß „Lebe wohl, es baut felsenfest auf Dich Dein Freund Franz Conrad, kaiserl. Hofagent.“¹

Der Verfasser dieses Briefes war der Hofagent und Bevollmächtigte der Sächsischen Nation in der Siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien, jener österreichischen Zentralregierungsstelle für Siebenbürgen, von der aus damals die Geschicke des entfernten habsburgischen Kronlandes gelenkt wurden. Zum Personal der Hofkanzlei gehörten sowohl Sachsen wie auch Magyaren aus Siebenbürgen, letztere sogar in erdrückender Mehrheit. Zwischen ihnen und den Sachsen herrschte keineswegs Einmütigkeit in der von Franz Conrad in seinem Brief an St. L. Roth angeschnittenen Frage. Daß Franz Conrad dennoch in so drängender Weise Roth dafür zu bestimmen versuchte, die ihm zugedachte Aufgabe zu übernehmen, erklärt sich daraus, daß ihm die wohlwollende Einstellung des Hofes und der Regierung zum Plane einer zusätzlichen Ansiedlung deutscher Bauern in Siebenbürgen bekannt war. Der Kaiser selbst war ungehalten darüber, daß die Genehmigung der Statuten des bereits vor zwei Jahren im Juni 1843 unter der Ägide von Franz Conrad in Kronstadt gegründeten „Siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereins“ noch nicht erfolgt war. Denn dieser Verein sollte das Durchführungsorgan des Ansiedlungsplanes sein. Seine Statuten begannen mit dem Satz: „Der Zweck des Vereins ist die möglichste Verbesserung des Landbaues auf dem Sachsenboden vorzüglich durch Einberufung und Ansiedlung tüchtiger deutscher Landwirte.“ Gewiß war schon beim Siebenbürgischen Gubernium in Klausenburg, das die Statuten passieren mußten, von magyarischer Seite Sand in das Getriebe dieser Aktion gestreut worden.

Warum nun war Franz Conrad gerade auf St. L. Roth verfallen, diesem den Anstoß zur entscheidenden Tat noch vor Genehmigung der Vereinsatzungen zu erteilen? Dafür gab es eine ganze Reihe von Gründen. Erstens war Roth bei der Gründung des

Vereins im Juni 1843 in Kronstadt mit dabeigewesen. Alles spricht dafür, daß von diesem Tage an eine innige Freundschaft den 48jährigen Leschkircher Königsrichtersohn und jetzigen Hofagenten (geb. 1797) mit dem fast gleichaltrigen Nimescher Pfarrer (geb. 1796) verband. Mußte es denn nicht eine Genugtuung sondergleichen für Roth bedeuten, daß der angesehene, in Wien lebende sächsische Diplomat in Kronstadt genau jenen Plan zur Diskussion gestellt hatte, den Roth in seiner dörflichen Abgeschiedenheit einige Zeit vorher zu Papier gebracht und in eben diesem Jahre 1843 unter dem Titel „Wünsche und Ratschläge. Eine Bittschrift fürs Landvolk“ im Umfange von 99 Seiten in Hermannstadt veröffentlicht hatte? Darin aber hatte Roth in unmißverständlicher Weise zum Ausdruck gebracht, daß die längst rückständig gewordene siebenbürgische Landwirtschaft, in der noch das Dreifeldersystem mit unangebauter Brache, mit dem Weidezwang und der Bodenzerstückelung herrschte, schleunigst abgelöst werden müsse durch die in westlichen Ländern bereits vorteilhaft erprobten Arbeitsmethoden des Fruchtwechsels unter Einbeziehung der Brache, der Stallfütterung, des Kleeanbaus, des Zusammenlegens der zerstückelten Äcker, der Einführung von Industriepflanzen, der Obstveredlung und vieler anderer fortschrittlicher Errungenschaften auf diesem Gebiete.

Auch in zahlreichen Aufsätzen hatte sich Roth mit der Modernisierung der siebenbürgischen Landwirtschaft befaßt. Er war Landpfarrer, der wie alle seine Amtsbrüder in Siebenbürgen statt eines fixen Gehaltes in Geld den Zehnten aus den landwirtschaftlichen Erträgen seiner Kirchenkinder bezog. Es mußte ihm daran liegen, diese Erträge zu steigern. Sie konnten ja, wie die Erfahrung in Deutschland lehrte, ganz beträchtlich angehoben werden, etwa um ein Drittel und noch mehr. Aber das einzige Mittel zur Erreichung dieses Zieles bestand im Anschauungsunterricht durch bereits fortschrittliche Bauern. Dies hatte Roth in seiner Bittschrift fürs Landvolk überzeugend ausgeführt und damit auch Conrad und dessen Freundeskreis für die Idee gewonnen, mittels fortschrittlicher, aus Deutschland herzubrufender Bauern die siebenbürgisch-sächsische Landwirtschaft zu modernisieren.

Roth mußte nicht Roth gewesen sein, wenn er nach zweijährigem Warten auf die Verwirklichung seiner Idee durch den Alarmruf des Freundes nicht aufgescheucht worden wäre. Roth trifft sogleich Vorbereitungen, um der Anregung des Freundes Folge zu leisten. Er bittet seinen vorgesetzten Superintenden ten um einen Urlaub für 4 Monate und um die Erwirkung eines Passes für ihn. Er veröffentlichte in



„Ulm von Morgen.“ Lithographie von A. F. Farr nach Fehr (1836). Im Vordergrund eine „Ulmer Schachtel“, wie sie die Auswanderer bei der Fahrt auf der Donau bis Pest benutzt haben.

drei verschiedenen siebenbürgischen Zeitungen Aufsätze, in denen er Mitteilung von seinem Plane macht und alle jene sächsischen Grundbesitzer, die den Wunsch haben, ihre Landwirtschaft zu verbessern, vor allem die evangelischen Pfarrer, auffordert, ihm zwecks Vermittlung von deutschen Meiern oder Pächtern entsprechende Verträge zur Verfügung zu stellen. Denn das ist der Königsgedanke Roths bei der Durchführung dieser Unternehmung: zunächst soll durch Pachtverträge ein lockeres persönliches Verhältnis zwischen den Einheimischen und den Einwandernden zustande kommen, bis die letzteren sich im Lande genügend umgesehen haben, um eine endgültige Entscheidung treffen zu können. Überhaupt soll sich alles nach Tunlichkeit in der privaten Sphäre ohne behördlichen Eingriff und möglichst geräuschlos vollziehen. Die Zuwanderung soll, um mit Roth zu sprechen, kein Wolkenbruch, sondern ein sanfter Tauregen sein, der tief eindringt und nicht schnell verrauscht.

Von vornherein steht für Roth als Herkunftsland der Einwanderer Württemberg fest. Er kennt das Schwa-

benland seit der Zeit, da er es als Tübinger Student kreuz und quer durchwandert hat. Er kennt den Fleiß der Schwaben, ihre Geschicklichkeit, ihr rasches Sichzurechtfinden können auch in ungewohnten Verhältnissen. Er weiß, daß Klima und Bodenbeschaffenheit des Landes denjenigen Siebenbürgens ähneln. Hier wie dort baut man Wein, Obst, Getreide und Kartoffeln an. Er weiß, daß durch die Landwirtschaftliche Hochschule auf Schloß Hohenheim die württembergische Landwirtschaft dauernd fruchtbare Anregungen erfährt. Und schließlich wird, das hofft er, die Zugehörigkeit zum gleichen evangelischen Glauben die seelische Eingliederung der Schwaben auf Sachsenboden erleichtern.

2.

Am 7. August 1845 trifft St. L. Roth in Wien ein. Die letzte Reisestrecke von Pest nach Wien hat er auf einem Dampfschiff zurückgelegt. Zehn Tage verbringt er im Hause seines Freundes Franz Conrad, wo er dessen Frau, eine gebürtige Kronstädterin, so-

wie die damals 16jährige Tochter Marie des Ehepaares kennenlernt. Sofort scheint der Funke der Sympathie auch zwischen diesen weiblichen Wesen und Roth hinüber und herüber gesprungen zu sein, denn von diesem ersten zehntägigen Aufenthalt im Hause Conrads an verbindet ihn mit allen drei feingebildeten und edelgesinnten Menschen ein Seelen- und Freundschaftsbund, der die letzten, tragisch umwitterten Jahre Roths verschönern und mit manchem heimlichen Goldglanz durchsetzen sollte. Natürlich pflegt er in diesen Tagen emsige Beratungen mit den Wiener Freunden des Kolonisationsplanes aus dem Kreise um Conrad. Vor allem erfährt er, daß die Statuten des Landwirtschaftsvereins endlich durch ein Hofdekret vom 3. Juli 1845 genehmigt worden sind. Aber die Konstituierung des Vereins in Siebenbürgen und die förmliche Beschlußfassung über Roths Entsendung nach Deutschland würden noch Monate auf sich warten lassen, und Roth zwingen, seine Reise bis in den Winter hinauszuziehen. Deshalb entschließt man sich, beim Wagnis des Alleinganges Roths zu bleiben, der nun am 18. August wieder ein Dampfschiff besteigt, das ihn bis Linz bringt.

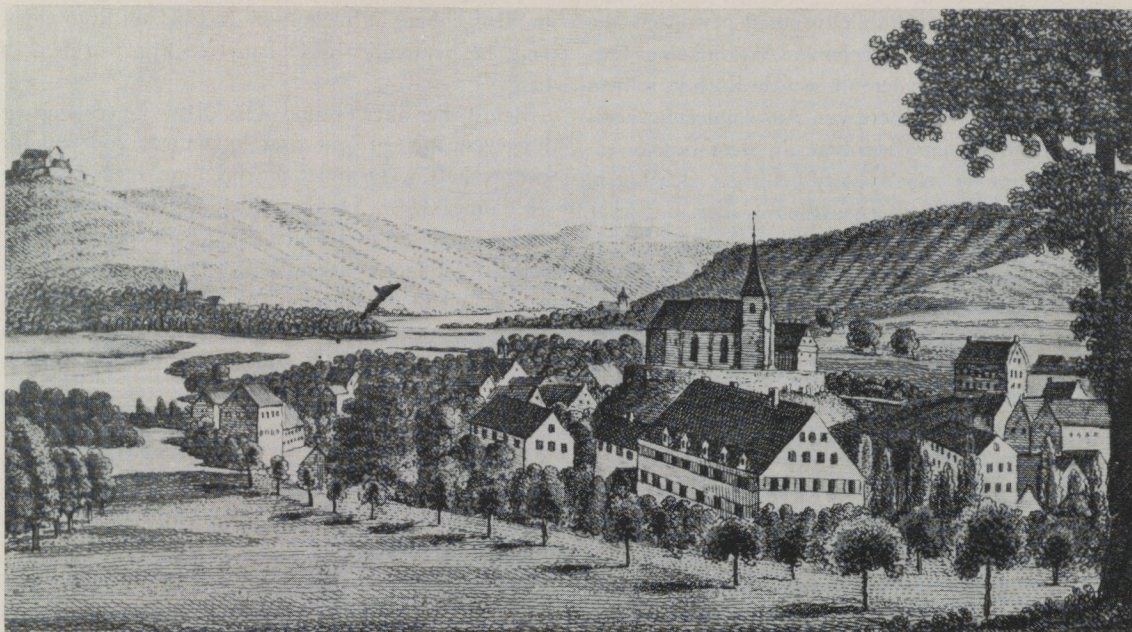
Von diesem Augenblick an führt Roth bis zu seinem Wiedereintreffen in Siebenbürgen kurz vor Weihnachten 1845 ein Tagebuch². Es unterrichtet auf das genaueste über alle seine Erlebnisse, über die zurückgelegten Wegstrecken, die dabei benützten Transportmittel, die ihm erwachsenen Spesen, über seine Unterkünfte und – was das wichtigste ist – über die täglichen Begegnungen und Gespräche. Nur die Strecke München–Augsburg hat er in der Eisenbahn zurücklegen können; sonst hat er meist Pferdefuhrwerke benutzen müssen.

Schon während der Reise von Wien bis Stuttgart machte Roth die Bekanntschaft des Hauptpastors zu St. Petri in Hamburg, D. theol. Joh. Karl Wilhelm Alt, mit Roth fast gleichaltrig. Alt befand sich auf einer Inspektionsreise zu den evang. Diaspora-Gemeinden in Österreich, über die er Anfang September auf der 4. Tagung des einige Jahre früher gegründeten Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Stuttgart berichten sollte. Die österreichischen Verhältnisse waren Roth natürlich geläufiger als dem Hamburger Hauptpastor. Außerdem hatte er die Reiseroute, die dieser zu wählen wünschte – nämlich über Wels, Gmunden, Ischl, Salzburg, München – bereits als fahrender Schüler mit dem Ziele Tübingen zu Fuß zurückgelegt. Er mag daher dem Hamburger als Reisebegleiter höchst willkommen gewesen sein. Andererseits gewann Roth durch Alt Einblick in die Arbeit und die Ziele des Gustav-Adolf-Vereins und

machte, von Alt eingeladen und betreut, die große Tagung dieses Vereins in Stuttgart mit. Er kam dabei mit einer Elite der protestantischen Geistlichkeit Deutschlands ins Gespräch und hat gewiß nicht versäumt, diese über die gefährdete Lage seiner siebenbürgischen Volks- und Glaubensgenossen im allgemeinen und über die Zwecke seiner Reise nach Württemberg im besonderen ins Bild zu setzen. Alt und Roth setzten ihre freundschaftlichen Beziehungen später brieflich fort.

Schon 10 Tage nach der Gustav-Adolf-Vereinstagung schitterte Roth in das turbulente Treiben einer anderen kirchlichen Großveranstaltung hinein, zu der Abgeordnete aus ganz Deutschland Mitte September nach Stuttgart herbeigeeilt waren, um an einer Synode des sogenannten Deutschkatholizismus teilzunehmen. Dieser Bewegung, die dem revolutionären Geist des Vormärz entsprungen war, schwebte letzten Endes der Zusammenschluß einer gereinigten katholischen Kirche mit dem Protestantismus vor. Ihr Hauptbegründer war der schlesische Theologe Johannes Ronge (1813–1887). Von diesem und seiner Gefolgschaft wurde Roth sogleich umworben; man zog ihn auch dem inneren Kreis um Ronge bei und lud ihn ein, den Triumphzug Ronges von Stuttgart nach Ulm mitzumachen, wo sich am 23. September im Münster 12 000–15 000 Menschen versammelt hatten, den „Reformator des 19. Jahrhunderts“ zu hören. Roth fuhr mit, bewahrte indes einen deutlichen inneren Abstand von der Bewegung, weil er rasch und richtig erkannt hatte, daß es ihr „an religiöser Kraft und theologischer Klarheit fehlte“. „Ich bleib Lutheraner in alle Ewigkeit“ bekennt er in diesem Zusammenhang in seinem Tagebuch. Ihm hatte der ganze Wirbel dieser Tage nur wieder den Vorteil gebracht, mit unzähligen Menschen über seinen Kolonisationsplan sprechen zu können. Außerdem war er auf diese Weise billig zu einer Fahrt nach Ulm gelangt, wo er mit der dortigen Schifferzunft über den Transport der angeworbenen Auswanderer auf der Donau bis Pest verhandelte.

Wo hatte Roth sein Standquartier aufgeschlagen, von dem aus er seine Werbeaktion leitete und zu dem er nach den zahlreichen Erkundungsfahrten durch das Schwabenland immer wieder zurückkehrte? Darüber gibt ein Brief an seinen Vater in Siebenbürgen vom 24. September Aufschluß: „Ich wohne in einem schönen Stübchen in Berg, Gasthof zur Sonne Nr. 7, von Stuttgart eine Stunde, von Cannstatt eine halbe Stunde. 20 Schritte vor mir ist die große Kochsche Badanstalt, wo ein Sauerbrunnen mit Macht aus der Erde dringt. Der Quell kommt arms-



Berg bei Cannstatt (um 1840). Nach einem Stich von A. Seyffer.

Städt. Sammlungen Stuttgart

dick in ein marmornes Becken, das wie auf einem Tische steht und sich wie ein Federbuschen aus der Röhre in der Mitte ringsum ausgießt, und nun im Becken perlt und sich durch unsichtbare Röhren verliert. Noch habe ich nur zweimal gebadet, ich komme eben nicht dazu ... Aus meinem Fenster habe ich die Aussicht auf den Neckar, der etwa 20 Schritte von meinem Hause fließt. Vor mir liegt das königliche Lustschloß Rosenstein. Von Stuttgart wird dermalen an einer Eisenbahn nach Cannstatt und von dort in Richtung nach Ulm gebaut. Unter dem Schloß Rosenstein baut man jetzt am Tunnel: es hat im Schloß keinen Riß gegeben: bald ist man damit fertig."

Der Ort Berg bei Cannstatt, gewissermaßen als strategisches Hauptquartier Roths, konnte in der Tat nicht besser gewählt sein, denn er vereinigte sowohl ländliches, die Bauern ansprechendes Milieu mit den aus der Nähe einer Großstadt erwachsenden Vorteilen. Seine genaue Lage hatte Roth in jenen „Anzeigen für Auswanderer“ öffentlich bekanntgemacht, von denen seit dem 10. September zwei im Stuttgarter „Schwäbischen Merkur“ und drei in den Spalten

des ebenfalls in Stuttgart erscheinenden Volksblattes „Der Beobachter“ aus seiner Feder erschienen waren. Darin hatte er den Zweck seiner Reise nach Württemberg genannt, hatte die Verhältnisse in seiner siebenbürgischen Heimat nüchtern und sachlich geschildert und die Vorteile angeführt, die einen deutschen Auswanderer nach Siebenbürgen im Vergleich mit Amerika erwarten: billigere und ungefährlichere Reise, Aufnahme unter Sprach- und Glaubensgenossen, Betreuung durch den Siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsverein u. dgl. Dabei lautete seine Parole: „Auswanderungen von Deutschen sind nun einmal Tatsache; ein Blinder kann sie greifen. Von dem Strome nach Amerika aber einen Arm oder ein Ärmchen nach Siebenbürgen zu leiten, halte ich für meine Privatpflicht aus Volksliebe. Mein Avertissement lautet aber nicht: Wandert aus! sondern: Wer bereits entschlossen ist, auszuwandern, komme lieber zu uns.“

Schon von der ersten Anzeige Roths im „Merkur“ brachte die Augsburgsburger „Allgemeine Zeitung“, das damalige deutsche Weltblatt, ohne Roths Zustimmung einzuholen, einen kurzen Auszug. Damit war

der Sache Roths eine Publicity zuteil geworden, die ihr als einer geräuschlos geplanten Aktion keineswegs immer genützt hat. Jedenfalls wurde Roth in seinem Gasthof zur Sonne in Berg von Auswanderungslustigen mehr und mehr bedrängt. In dem bereits erwähnten Brief an seinen Vater heißt es: „Ich bin in meinem Leben oft fleißig gewesen – aber in solcher Anstrengung habe ich noch nicht gelebt. Da gibt es mündliche Unterredungen und schriftliche Anfragen, deren Beantwortung mich halbe Tage an den Schreibtisch fesselt. Gestern schrieb ich nach Köln, Bonn, Augsburg, Waldsee antwortend usw. Ein solches Geschäft einzuleiten braucht es Zeit, ein gutes Mundwerk, geschickte Feder und eisernen Fleiß.“

Endlich, am 27. September, stellte sich Roth eine Hilfskraft in der Person eines in Tübingen studierenden sächsischen Studenten namens Peter Wolf, aus Felldorf, zur Verfügung. Er leistete Roth als Sekretär und Agent in der Einwanderungsangelegenheit wertvolle Dienste.

Zehn Tage nach dem deutsch-katholischen Konzil kam es in Roths unmittelbarer Nähe zu einer dritten Zusammenballung großer Menschenmassen, diesmal hauptsächlich bäuerlichen Schlages, gelegentlich des Cannstatter Volksfestes vom 27.–29. September. Wahrlich, nichts hätte Roth in diesem Augenblick willkommener sein können als gerade dieses Fest, das ihm mit einemmal ein Meer von Menschen vor die Türe schwemmte, aus dem er die für seine Zwecke geeignetsten Kolonisten herausfischen konnte. Überdies wurden hier die schönsten agrarischen Produkte ausgestellt, die modernsten landwirtschaftlichen Geräte nach Modellen aus Hohenheim gezeigt, die besten Viehrassen vorgeführt und preisgekrönt, es fanden Pferderennen statt, kurzum, er bekam gerade das in Hülle und Fülle zu sehen, was das Herz des Kolonisators in ihm begehrt. „Schreibe mit Wolf in einem fort“ heißt es lakonisch im Tagebuch (nämlich Kontrakte und Anweisungen für die zur Auswanderung Entschlossenen). Und im Briefe an den Vater bemerkt er im Rückblick auf die Gustav-Adolf-Vereinstagung, das deutsch-katholische Konzil und das Cannstatter Volksfest: „Diese drei Erscheinungen in einem Jahr, in einem Monat, an einem Orte wiederholen sich in einem Jahrhundert nicht.“

Wie zu erwarten, führte Roths Tätigkeit in Württemberg auch zum Wiedersehen mit einigen seiner Tübinger Studienfreunde. Zur herzlichsten Begegnung dieser Art kam es zwischen Roth und Franz Becker, der Hofprediger der evang. Fürstin Amalie von Fürstenberg geb. Prinzessin von Baden in Donaueschingen war, sich aber damals mit seiner Herrschaft

in Heiligenberg aufhielt. Von dort bekam Roth einen vom 17. September 1845 datierten Brief, in dem es heißt:

„Mein lieber alter Freund! Das dritte Jahrzehend ist hingegangen, seit wir zum letztenmal voneinander gehört haben. Dein letzter Brief an mich ist vom 23. Jänner 1821. Unübersehbar Vieles hat sich geändert; viele unserer Lieben sind heimgegangen; wir wohnen in einer anderen Welt; aber in meinem Herzen wohnt die alte, treue Anhänglichkeit an Dich. – Wie lange wurde diese Liebe und Treue geprüft. Ich fragte und forschte überall. Von einem St. L. Roth ergab sich keine Kunde. Ich betrauerte öfter Deinen frühen Hingang und damit den Verlust von einer Welt großer und edler Gedanken. Deine Briefe, Dein Andenken bewahrte ich treu. – Da war es diesem Jahre beschieden, mir Kunde von Dir zu bringen. Ich lese in der Allgemeinen Zeitung vom Pfarrer St. L. Roth, der eine Auswanderung nach Siebenbürgen den Schwaben empfiehlt, und im Schwäbischen Merkur finde ich mit Deiner Anzeige Deine Adresse. – Hier ist die alte Freundeshand, die ich Dir entgegenstrecke, durchdrungen von unnennbaren Gefühlen. Ich weiß, es geht Dir wie mir. Wir feiern ein Auferstehungsfest! – Nun – wie, wo, wann können wir uns wiedersehen? Vor allem sende mir etliche Worte! Mein Herz verlangt darnach des Wiedergefundenen mich zu versichern. – Ich sehe mit Sehnsucht einigen Worten von Dir entgegen und drücke Dich mit Innigkeit an das alte Freundesherz.“ Dieser Brief veranlaßte dann einige Wochen darauf Roth auf einer Fahrt zum Bodensee den alten Freund in Heiligenberg aufzusuchen, wo er, von diesem und dem fürstlichen Ehepaar auf das liebenswürdigste aufgenommen, zwei Rasttage (11. und 12. Oktober) einschaltete. Ins Tagebuch trug er den Satz ein: „So habe ich denn auch Hofluft geschöpft.“

3.

Es ist höchst verwunderlich, daß Roth, der keine Gelegenheit versäumte, alle Persönlichkeiten von Bedeutung aufzusuchen, ausgerechnet einen Mann links liegen ließ, zu dem sich unter allen seinen Gesprächspartnern die meisten Berührungspunkte ergeben hätten, nämlich den berühmten Nationalökonom und Politiker *Friedrich List* (1789–1846).

Schon Theodor Heuß hat sich erstaunt darüber geäußert³, daß die beiden in mancherlei Hinsicht verwandten Männer nicht bereits in Tübingen zusammengefunden hatten, wo der um wenige Jahre ältere List just in dem Zeitpunkt sein kurz bemessenes Pro-



Pferderennen beim Cannstatter Volksfest (um 1850).

Städt. Sammlungen Stuttgart

fessorium begann, als Roth dort seinem Theologiestudium oblag (1817–1818). Völlig rätselhaft aber für die gesamte St.-L.-Roth-Forschung ist es lange Zeit gewesen, daß auch im Jahre 1845 keine Begegnung zwischen List und Roth stattfand, obwohl beide gleichzeitig und völlig unabhängig voneinander Pläne entwickelt hatten und vertraten, die weitgehend miteinander übereinstimmten. Denn auch List war mit großer Entschiedenheit in Wort und Schrift dafür eingetreten, daß der starke deutsche Auswandererstrom in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Osten umgelenkt werde, „damit er nicht in das uferlose Meer der englisch-amerikanischen Rasse münde und sie zu Ungunsten der deutschen Entwicklung verstärke, sondern lieber den Donauweg und mit ihm die Balkanländer und Kleinasien in den Bereich deutscher Kultur bringe.“ Jedoch zeitigten eingehende Forschungen des Berliner Gelehrten Dr. *Gottfried Fittbogen* folgendes überraschende Ergebnis: List trat zwar in seiner Schrift „Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung“ vom Jahre 1842 für eine Massenauswanderung deut-

scher Menschen zunächst nach Ungarn ein, aber gleichzeitig plädierte er für eine schnelle Magyarisierung dieser Auswanderer, damit die schwache biologische Kraft des ungarischen Volkes durch den deutschen Blutzuwachs soweit gestärkt werde, daß es seine Macht bis an die Ufer des Schwarzen Meeres ausdehnen könne. Zum Danke dafür werde sich Ungarn politisch immer an Deutschland anlehnen und einen wirksamen Schutz gegen Rußland bilden. Klar, daß diese Gedanken in Ungarn mit Begeisterung aufgegriffen wurden, und daß Friedrich List, als er im Spätherbst 1844 Ungarn einen Besuch abstattete, in Preßburg und in Pest mit einem Jubel empfangen und gefeiert wurde, wie er weder früher noch später einem Deutschen je zuteil geworden ist ⁴.

Welche Schockwirkung aber mußten diese Vorfälle auf St. L. Roth ausüben! Denn hatte nicht im gleichen Jahr 1842, als List seinen utopischen, auf den heutigen Beurteiler geradezu grotesk wirkenden Plan entwarf, Roth in seiner aufsehenerregenden Schrift „Der Sprachkampf in Siebenbürgen“ die Magyarisierung der mit dem kleinen ungarischen Volk in Südost-

europa verzahnt lebenden Völkern auf das schärfste verdammt? Gleichzeitig sagte er darin als realistischer Kenner der südosteuropäischen Verhältnisse den Aufstieg des rumänischen Volkes voraus, das List in sein Bewußtsein überhaupt noch nicht aufgenommen hatte, und setzte sich für die Gleichberechtigung der Rumänen als erster nichtrumänischer Politiker von Rang ein. Seine Maxime lautete eben nicht Assimilation, Einschmelzung, Umvolkung, Verzicht auf die natürliche, gottgewollte Eigenart jedes Volkes, sondern Gleichberechtigung der Nationen, der Sprachen, der Glaubensbekenntnisse, gegenseitige Duldung und Verträglichkeit. Es ist verständlich, daß Roth keinerlei Lust verspürte, an die Tür eines Mannes – und sei er noch so berühmt – zu klopfen, der gegen diese ihm unabdingbar scheinenden Grundsätze instinktos verstieß. Im übrigen ist aus Lists Plan nichts geworden. Er selbst endete ein Jahr später, 1846, mit Selbstmord.

Und Roths Plan? Was ist aus ihm schließlich geworden? Als Roth kurz vor Weihnachten 1845 wieder heimatlichen Boden betrat, überholte er in Mühlbach zwei Wagen mit einwandernden Schwaben, die ihm bereits vorausgefahren waren. Das Gros der Einwanderer kam aber erst im Frühjahr 1846 nach, 307 Familien mit 1460 Köpfen. Leider erregte ihre Fahrt von Pest weg auf gemieteten Pferdewagen quer durch Ungarn so starkes Aufsehen, daß die magyarische Presse sofort Lärm schlug und in maßloser Übertreibung die Sache so darstellte, als „sei halb Deutschland auf den Beinen und eine neue Völkerwanderung begänne“. Roth sah sich veranlaßt, durch seinen Agenten Peter Wolf in Württemberg die weitere Einwanderung abzustoppen, dennoch wurde er der feindseligsten Absichten gegen das Magyarentum bezichtigt, wurde beschuldigt, eigenmächtig gehandelt zu haben und unter ungarischem Druck von der österreichischen Regierung im Dienstweg über das siebenbürgische Gubernium aufgefordert, sich zu rechtfertigen. Mißgünstige Volksgenossen, an denen es in solchen Fällen niemals fehlt, verhöhnten ihn als „Schwabenkönig“. Auch auf Franz Conrad prasselten Vorwürfe nieder. Er besaß den weichen Charakter und die empfindlicheren Nerven. Eines Tages, gerade während er in einem Brief an Roth den Satz zu Papier brachte, „Nichts wird, wie

ich Dich kenne, Dich vom rechten Weg abbringen . . .“, entglitt seiner Hand die Feder. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein plötzliches Ende gesetzt (15. Dezember 1846).

Auf Roth schlug das Schicksal 21½ Jahre später mit ganzer Härte zu. In den Wirren der Sturmjahre 1848/49 gelangte er vor ein ungarisches Standgericht, das ihn laut Gerichtsprotokoll zwar aus ganz anderen Gründen zum Tode verurteilte, aber unterschwellig mag in der Brust seiner Richter doch auch seine kolonialisatorische Tätigkeit zum Schuldspruch beigetragen haben. Was nun die bereits eingewanderten Schwaben anbelangt, so sind sie durch den Landwirtschaftsverein, genau wie Roth es gewünscht hatte, auf sämtliche Vereinsbezirke Südsiebenbürgens verteilt worden; sie haben sich im großen und ganzen recht gut bewährt. Sie bedeuteten keinen „Wolkenbruch“, auch keinen „sanften Tauregen“ für das Land, dazu war ihre Zahl zu klein geblieben. Aber in der weiteren Entwicklung des Landwirtschaftsvereins wirkte sich der von ihnen ausgelöste „Sonnenregen“ doch so günstig aus, daß dieser Verein 100 Jahre lang, nämlich bis 1944, dem Beginn des kommunistischen Regimes in Rumänien, der siebenbürgischen Landwirtschaft – und zwar nicht nur der sächsischen – zu einem europäischen Standard verhelfen konnte.

Der vorliegende Aufsatz fußt auf dem Festvortrag, den der Verfasser in einer Feierstunde für St. L. Roth anläßlich der 120. Wiederkehr seines Todestages, im „Weißen Saal“ des „Neuen Schlosses“ in Stuttgart am 29. März 1969, gehalten hat; sie wurde veranstaltet von der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland und dem Schwäbischen Heimatbund e. V.

Anmerkungen

¹ Die Einzelnachweise für die mitgeteilten Tatsachen finden sich in: Stephan Ludwig Roth, Gesammelte Schriften und Briefe, aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Folberth. 7 Bände, Kronstadt-Hermannstadt-Berlin 1927–1964 (siehe im Sachregister Band VII S. 448, das Stichwort „Schwabeneinwanderung“). Vgl. auch Otto Folberth, Der Prozeß Stephan Ludwig Roth. Ein Kapitel Nationalitätengeschichte Südosteuropas im 19. Jhdt. Graz-Köln 1959. – ² Das württembergische Reisetagebuch St. L. Roths in: Ges. Schriften VI, S. 65–166. Die biographischen Daten von 152 darin verzeichneten Personen verdanke ich Georg Schmidgall. – ³ Theodor Heuss, Schattenbeschwörung, Randfiguren der Geschichte, Tübingen 1947, S. 192. – ⁴ Gottfried Fittbogen, Friedrich List in Ungarn. Ungarische Bibliothek Nr. 28, Berlin 1942.

Ältestes Kulturland von Baden-Württemberg

Bemerkungen zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte des Landkreises Konstanz

Von Ernst Müller

Unbestritten gehören die Orte mit der Endung -ingen im ganzen Südwestraum der ältesten Siedlungsgeschichte an. Im Landkreis Konstanz dominieren sie weit über die -hausen-, -stetten-, -hofen-, wil-Orte des meist gleichzeitigen, oft aber auch späteren Landesausbaus der älteren Zeit. Die genannten Orte und ihre Endungen bieten sich durchweg als Gruppensiedlungen dar. Die Aufsiedlung mit diesen Orten läßt man um 750 zu Ende sein. Ihr Kennzeichen alemannisch-fränkischer Herkunft sind die in ihrer Nähe aufgedeckten Reihengräber, die Bestattungsweise der germanischen Eroberer. Sobald die Siedler das Christentum angenommen hatten, hörten die Reihengräberbestattungen nach Sippenrang auf. Im Landkreis haben 14-ingen-Orte ein Reihengräberfeld, bei 18 wurde bis jetzt noch keines gefunden; dazu gehören auch solche -ingen-Orte, die schon im 12. Jahrhundert abgegangen sind und nur noch in Flurnamen weiterleben. Zwei Dörfer, Welschingen (um 752 Walahisingas) und Wahlwies, haben den Zusatz Walah (= welsch, römisch) zur Unterscheidung von Riedöschingen und Donaueschingen. Ob es sich bei diesen Welschen um romanisierte Vorbewohner des Landes handelt oder um Neusiedler des 7. Jahrhunderts aus Westfranken, ist noch nicht geklärt.

Bei Wollmatingen ist die romanische Besiedlung umstritten. Wenn Namen wie Böhringen, Dettingen, Ehingen, Friedingen, Öhningen auch sonst im schwäbisch-alemannischen Raum vorkommen, so darf auf jüngere Bildungen geschlossen werden. Unbestritten altertümlich und alt sind dagegen Duchtlingen (764) und Rielasingen (1155). Jedoch ist hier der Personenname verschleiert; d. h. er ist bei der ersten schriftlichen Aufzeichnung bereits unbekannt gewesen. Andere -ingen-Orte lassen dagegen den Personennamen deutlich erkennen: Anseltingen (Ansof), Gottmadingen (Güthmüt), Hilzingen (Hiltgis), Liggeringen (Liutgard), Markelfingen (Marcholf).

Was nun -ingen im besonderen bedeutet, darüber herrscht noch keine Sicherheit. Fest steht: wir haben es mit einem Personenverband und einem Leitnamen zu tun (dem Sippenadligen). Der Leitnamen fehlt, jedoch die Gruppe ist geliebt bei den von -ingen-Orten abgeleiteten -hausen-, -hofen-, -stetten-, -wil-Orten. Jedenfalls gehörten diese Orte zu der Sippe der Urdörfer. Bei den -dorf-Namen handelt es sich häufig auch um bloße Ortsnamen. Altdorf etwa ist entstanden nach der Mutersiedlung Engen (jedenfalls ein -ingen-Ort). Viele der -hausen-Orte sind schon recht bald zu Höfen geschrumpft.

Wenn die -hausen-Orte, wie Jänichen in der Kreisbeschreibung Balingen und Tübingen nachgewiesen hat, meist nesterartig um altbezeugte, gewichtige Burgen herumliegen (Hohenkrähen und Hohenhewen), so darf man sie als sichere Gründungen des Burgadels ansehen. Von den 20 -hofen-Orten haben sich nur 5 zu Dörfern entwickelt, die übrigen sind als Weiler abgegangen. Größtenteils abgegangen sind die wenigen -stetten-Orte. Die -beuren-Orte sind sehr selten, sie verweisen auf eine Gruppe von Häusern. Was „Wil“, später „Weil“ oder „Weilen“ heißt (besonders auch Flurnamen), bekundet die Zugehörigkeit zu einer im 2. Jahrhundert dort stehenden römischen Villa (Flur Weilen auf Gemarkung Barga). Entgegengesetzt zu den „Wil“ sind die -weiler (bei Blumenfeld), die einen Siedlungstyp kleineren Ausmaßes am Ende der älteren Ausbauphase darstellen. Gleichfalls ins 8. Jahrhundert fallen Orte ohne Bestimmungsendung wie Blumenfeld, Schlatt, Schienen, Barga und die schon 724 besiedelte Reichenau (Sintlasau), Mainau, Mettnau.

Da die Gruppensiedlungen immer noch freien, zur Beweidung nutzbaren Raum freiließen, konnten Neugründungen bis 1200 erfolgen; dies geschah meist in der Form von zahlreichen Einzelhöfen. Bei der Mehrzahl der Höfe fehlt der Siedler- oder Siedlungsname; an deren Stelle treten Stellenbezeichnungen und Flurnamen, die oft durch ein angehängtes -hof verdeutlicht werden. Alle diese Kleinsiedlungen (10 allein in der Gemarkung Hilzingen) sind bis um 1500 wieder eingegangen. Seit 1200 kommen zu den altbezeugten Höfen noch die Wirtschaftshöfe der Burgen, die etwa geschlossene Ortsteile in den Ortschaften bilden oder um die Kirche gruppiert (Kirchberg) zu finden sind; heute noch stehen sie, obwohl die Burgen zerstört sind, beim Hewen, Stoffeln, Mägdeberg, Krähen, bei der Schrozburg und anderen. Doch eigene Gemarkung hatten die Höfe am See (Hornstaad, Staad bei Allmannsdorf), die die Fischerei und den Gütertransport betrieben. Das führte dann am See oft zu Gründungen von Städten im Interesse der Klöster, deren Bedarf die Stadt Konstanz allein nicht mehr decken konnte. Im übrigen schlossen sich die Altklöster Schienen und Öhningen an ältere Ortschaften an. Die Reichenau schuf sich in Ober- und Unterzell Weiler neben den reichenausschen Chorherrnstiften.

Burgen und Pfalzen

Vom 11. Jahrhundert an kommen zu den Siedlungen bestimmend verschieden große Höhen- und Wasserburgen sowie Wohnturmhügel, die in dutzendfacher Verbreitung

Die ältesten Siedlungen im Landkreis Konstanz nach typischen Namensformen



1. Die ältesten Siedlungen im Landkreis Konstanz nach typischen Namensformen.

die Höhe der Vulkanberge, die nicht unbeträchtlichen Drumlins und Moränenhügel und die Niederungen bevölkerten. Indessen gingen sie alle teils durch Zerstörungen, teils durch natürlichen Zerfall ein oder sie sind wie die „Burg-stelle“ (Burgstall) überhaupt nie gebaut worden und werden nur noch in den Flurnamen erinnert. Bis 1500 waren sie alle verlassen und sind heute nur noch an kleinen Wallerhöhen oder Gräben erkennbar. Die dichteste Breite der Burgen fällt mit dem Ende der Stauferzeit (1250) zusammen. Dann begannen die Gegenbewegungen des Zerfalls und der sogenannten Wüstungen.

„Wie überall im südwestdeutschen Altsiedelland sind auch in unserem Gebiete sehr viele, schätzungsweise 50 Weiler und Höfe verschwunden. Verschiedene Gründe haben diese Bewegung ausgelöst. Im Hochmittelalter wurden auch Böden bewirtschaftet, die vielleicht 100 Jahre hindurch oder auch noch etwas länger Erträge abwarfen, danach aber, weil es an Dünger fehlte, erschöpft waren. Daneben führt man die Pestepidemien des Spätmittelalters als Grund an. Diese können aber keineswegs allein

verantwortlich gemacht werden; sie haben sich in den kleinen, oft abgelegenen Weilern und Höfen auch nicht so verheerend ausgewirkt wie in den größeren Dörfern und vor allem in den Städten: Zweifellos fand auch eine starke Abwanderung statt, und zwar auch aus heute noch bestehenden dörflichen Siedlungen. Im 13. und 14. Jahrhundert wurden die Städte groß, die mit ihrer freiheitlichen Verfassung Zuzügler vom Land anlockten. Werber für die Ostkolonisation suchten mit günstigen Angeboten Bauern zu gewinnen, und auch aus dem Südwesten sind viele dem Ruf nach Osten gefolgt. Daneben bemerken wir seit etwa 1300 auch auf dem Land eine zunehmende Siedlungskonzentration, die gewisse, günstig gelegene Dörfer und auch Weiler zu größeren Gemeinwesen anwachsen ließ. Die religiöse Hochspannung des Spätmittelalters spielt dabei eine nicht geringe Rolle. Siedlungen um eine Pfarrkirche gingen selten ab, im Kreis Konstanz blieben alle bestehen. Man wollte in der Nähe von Kirche und Friedhof wohnen, und die Bauernschaft begann um diese Zeit Altäre zu stiften und beteiligte sich rege am kirchlichen Leben. Dazu kommt noch, daß

das größere Dorf – von Zäunen, Hecken und gelegentlich auch Wällen umgeben, doch in dieser unruhigen Zeit besseren Schutz bot als der Weiler oder der Einzelhof, der selbst von kleinen Banden leicht überwältigt werden konnte. So haben sich überall größere Gemeinden gebildet und ist damals im wesentlichen das heute noch zu sehende Siedlungsbild von Stadt und Land erhalten. Städte und Landgemeinden zogen das in ihrem Vorfeld wüstliegende Land an sich und bewirtschafteten es, so daß sich in der Folgezeit, größtenteils noch im 15. Jahrhundert, die heutigen Gemarkungen herausbildeten.“ (H. Jänichen, S. 286 f.)

Die Herzoge von Schwaben

Die Tatsache, daß im 10. Jahrhundert einmal ein schwäbischer Herzog mit seiner Gemahlin Hadwig, die den Titel eines dux führte, auf dem Hohentwiel residierte, hat der Forschung die gegensätzlichsten Probleme in der Ausdeutung der Urkunden eingegeben. Es ist dabei von der Frage auszugehen, wie es hat kommen können, daß im 10. Jahrhundert in den Urkunden wieder alemannische Herzoge auftreten, nachdem es scheinbar feststand, daß in dem berühmten und von den Quellen verschieden beurteilten Tag von Cannstatt im Jahre 746 das ältere Herzogtum Alemannien vom Frankenkönig aufgehoben worden war und wir es in den folgenden Jahrhunderten mit Kommissaren, Königsboten, Statthaltern (Tribunen) und Grafen der fränkischen Reichsgewalt zu tun haben. Freilich muß dabei beachtet werden, daß „Nebenlinien des alten Herzogshauses“ (Theodor Mayer), die Jänichen in den Baaren und um den Bussen ermittelte, nicht konfisziert wurden und weite Gebiete als Vasallen des karolingischen Hauses behielten.

Vasall aber bedeutet soviel: der König verschenkt einen Teil des eroberten Gebietes oder tut es als Lehen aus. Solche Reichslehen oder Reichsgrundherrschaften gab es auf der Baar und im Reichsgut Hegau, das im 8. Jahrhundert ein Teil des Fiskus Bodman gewesen ist und im 9. Jahrhundert mit zwei Pfalzen, Neidingen und Bodman, den wichtigsten Schwerpunkt des alten alemannischen Stammesgebietes ausmachte. 973 ist ein anderer Zweig des ehemaligen Herzogshauses, der Besitz bei Marchtal hatte, ausgestorben.

In fränkische Oberherrschaft kam das Bodenseegebiet durch die Heirat einer alemannischen Prinzessin Imma, die Tochter des Sohnes des letzten alalemannischen Herzogs Gotfried, dessen Stammburg die Biberburg bei Cannstatt gewesen ist (Decker-Hauff), mit einem fränkischen Großen namens Gerold. Der signifer Karls des Großen, der berühmte Graf Gerold, entstammte der Imma-Ehe wie auch Hildegard, die Gemahlin Karls des Großen. Der große Karl und Graf Gerold, der weiten Besitz um Nagold hatte, erscheinen als die bedeutendsten Schenker von alemannischen Gütern an die Abtei Reichenau. Ein dritter Sohn Udalrich, von dem das mit Udalrichinger bezeichnete Geschlecht ab-

stammte, verwaltete Eigenbesitz (Allod) und mehrere Grafschaften im Neckargebiet und im Bodenseeraum. „Doch wurde der Besitz durch Erbteilungen zersplittert, er kam an eine Reihe von hochadligen Häusern; manche Herrschaften mochten auch durch weibliche Mitglieder dieser Familien bei ihrer Verheiratung an andere Sippen übergegangen sein; das Geschlecht spielte in der schwäbischen Geschichte keine führende Rolle“ (Theodor Mayer). In der Weingarten-Ravensburger Gegend saßen die Welfen, die von bayerischen Historikern als baierisches Geschlecht interpretiert werden, weil sie erst im 9. Jahrhundert durch die Heirat mit einer karolingischen Prinzessin in den schwäbischen Raum kamen. Einen geschlossenen Besitz besaßen in Rätien die Hunfrider (ein Graf Hunfried, wahrscheinlich ein Franke, wird 806 genannt). Die Grafen von Rätien, die später Markgrafen hießen, verwalteten schon im 9. Jahrhundert Grafschaften und Grundherrschaften im Thur- und Klettgau. Ergebnis: das alte Alemannien war in eine große Zahl von Adels herrschaften verschiedener Mächtigkeit aufgelöst. Eine zentrale Herzogsresidenz gab es nicht mehr, die für eine geschlossene Stammesherrschaft hätte gelten können. Die während der Merowingerherrschaft vorhandenen Herzogtümer waren nur Teile eines ursprünglichen Ganzen, die bei den Reichsteilungen im 9. Jahrhundert völlig willkürlich an Nachkommen der Karolinger verliehen wurden. Das zeigt die *divisio imperii* von 806.

Gleichwohl blieben die im 8. Jahrhundert formulierten Stammesrechte lebendig, ja sie wurden sogar gepflegt und erweitert, was uns aus den Arbeiten eines Notker von St. Gallen bekannt ist. Reichenau und St. Gallen wurden dann unter den ersten deutschen Königen Konrad I. und Heinrich I. mit dem Bischof von Konstanz zusammen die Wortführer einer zentralistisch-alemannischen Politik, was sie in scharfen Gegensatz brachte zu den ihre Selbständigkeit behauptenden Adels herren, die einen starken deutschen König, der Vasallenpflichten forderte, ablehnten.

Herzoge treten auf

In dem Konflikt ragte die Gestalt des Konstanzer Bischofs Salomon III., eines Alemannen aus dem Thurgau, insofern hervor, als er, der letzte Kanzler eines Karolingers, und nachdem es in Alemannien keine kaiserliche Hofhaltung mehr gab (seit Karls III. Tod, begraben auf der Reichenau), den Markgrafen Burkard von Rätien, der eine neue Stammesherrschaft am Bodensee aufrichten wollte, beseitigen ließ. Burkard wurde 911 mit seinem Bruder Adalbert ermordet.

Der alemannisch und herzoglich gesinnte Chronist der *Casus St. Galli* Ekkehard IV. (schrieb allerdings seine Klosterchronik erst im 12. Jahrhundert) berichtet von zwei Brüdern, Erchanger und Bertold, die den Fiskus im Hegau verwalteten. Er nennt sie „Kammerboten“ und die Diplome Konrads I. sprechen von Grafen und Pfalzgrafen. Die Abstammung der Kammerboten ist

strittig. Man vermutet elsässische Herkunft und Verwandtschaft mit Ricardis, der Gemahlin Kaiser Karls III. Bekannt ist, daß Erchanger bei der Abwehr der nach Baiern eingebrochenen Ungarn seinen Mann stellte.

Wegen des Baues einer Burg auf St. Gallischem Grund und Boden beklagte sich Bischof Salomon beim König. Graf Erchanger setzte daraufhin den Bischof gefangen. Die Brüder, vom König zitiert, verteidigten ihre Rechte auf den Fiskus, indem sie auf dem Hohentwiel (jetzt zum erstenmal genannt) nach der Erzählung Ekkehards eine Burg bauten, die der König zwar belagerte, aber nicht einnehmen konnte (916). Damit bekam der Berg zum erstenmal den Rang eines Mittelpunkts um die Kämpfe der Errichtung eines schwäbischen Herzogtums, das im Laufe von 2 Jahrhunderten seine Autonomie mit dem Kaiser oder gegen den Kaiser behauptet hat. Nach kurzer Verbannung außer Lands stellte sich Erchanger einem königlichen Heer bei Wahlwies, siegte und wurde, wohl unterstützt von den Großen seines Stammes, zum Herzog ausgerufen (dux).

Nach Ekkehards Bericht dauerte die Opposition der Grafen nicht lange, es kam zu Verhandlungen, wobei die Grafen auf der Synode von Hohenaltheim gefangengesetzt und bald darauf hingerichtet wurden. Ihre Güter übernahm Burkard, den Ekkehard nicht ganz richtig zum „dux primus Sueviae principum assensu“ ernannte. Als Sohn des 911 ermordeten Markgrafen von Rätien gelang es ihm nach dem Scheitern von Konrads zentralistischer Karolingerpolitik, sich bei Heinrich I. unter die vom König anerkannten Herzoge einzureihen. Die Königsurkunden zählen ihn zu den „venerabiles comites“, die erzählenden Quellen heißen ihn dux, was er auch war. Damit sind rechtlich die ihm von den Kammerboten tradierten Güter (welche wissen wir nicht) als Lehen des Königs aufzufassen. Es ist sehr unwahrscheinlich, meint Theodor Mayer, daß die Zeitgenossen, auch Ekkehard nicht, mit den Gütern ein Allod der Grafen von Rätien gemeint haben. Burkard I. ist 926 vor Novara im Dienste des Reiches und im Kampf gegen Rudolf, den König von Burgund, gefallen. Zu seinem Nachfolger ernannte Heinrich I. den Franken Hermann, der durch seine Heirat mit Reginlinde, der Witwe Burkards I., das schwäbische Herzogtum enger an die Reichsgewalt band. Otto der Große, ein Meister der Verwandtenpolitik im Sinne der Karolinger, vermählte seinen Sohn Liudolf mit Ita, der Tochter aus der Ehe Herzog Hermanns mit Reginlinde, wodurch nach den Regeln des hochadeligen Geblütsrechtes Liudolf die Nachfolge im Herzogtum sicher war. Herzog Hermann ist 949 gestorben und auf der Reichenau begraben worden. Er gehörte zum höchsten Fürstenadel, denn König Otto hatte ihn bei dem Wahl- und Salbungsakt in Aachen im Jahre 936 in das Amt des Schenken eingesetzt, wie Widukind berichtet. Die Tendenz des Königs setzt die Absichten des Vorgängers bewußt fort: das Herzogtum Schwaben sollte ein sicheres, reichstreu es Lehen werden.

Allod oder Herzogsgut?

Indessen deutet der Aufstand des jungen Herzogs Liudolf, sicher im Verein mit den schwäbischen Großen, auf eine Opposition gegen den König, wie wir sie unter den Kammerboten kennengelernt haben. Vielleicht hängt der Aufstand mit Vergabungen des Königs an die Reichenau zusammen, die der schwäbische Adel nicht gern sah. In der Urkunde vom 1. Januar 950 tradiert das Herzogspaar Güter in Truchteltingen, Trossingen und die Kirche in Burg (Straßberg an der Schmieda) an den königlichen Vater. Die Urkunde nennt die Güter, die der Reichenau geschenkt wurden, „*proprietas*“, also wörtlich Eigenbesitz, Allod. Ohne Zweifel stammen die Güter, die im Herzen von Schwaben liegen, aus der „*Erbschaft*“ der Ita. Sie sind also Herzogsgut und kein Allod der Herzoge von Schwaben. Denn nur über öffentliches Gut oder Amtsgut verfügt der König als Oberlehensherr, Eigenbesitz kann ihm das Herzogspaar nicht tradieren. Freilich läßt sich aus dem Begriff „*proprietas*“ auch die Absicht des Königs herauslesen, Amtsgüter wie Reichsbesitz zu behandeln. Anders: je größer das Reichsgut ist, um so stärker die Autorität und die Macht des Königs. Der König schlug den Aufstand im Jahr 954 irgendwo im östlichen Schwaben nieder (die Rüstungen zur Ungarnabwehr waren im vollen Gang) und setzte seinen Sohn als Herzog ab. Liudolf und Ita liegen in Mainz begraben. In Schwaben aber gingen die Kämpfe um die Selbständigkeit des Herzogtums weiter. Wenn des Königs Wahl auf Burkard II., den Sohn des reichstreuen Burkard I. fiel, dann sicher darum, weil die Familie der Burkardinger als zuverlässig galt. In dem Säkularsieg über die Hunnen auf dem Lechfeld bei Augsburg am Laurentiustag 955 bewährte sich Herzog Burkard als Anführer des schwäbischen Aufgebots. Im übrigen kommandierte das Stammesaufgebot, wie Klebel ausführt, nicht mehr der Herzog als Stammesherr, sondern als Vasall und Lehens-träger des Königs in der Gleichordnung mit geistlichen und grafschaftlichen Aufgeboten, die bereits die stammlichen Aufgebote aufgesplittert hatten. Damit hat der König aber auch die seit Karl dem Großen herrschende Erbfolge und die im benachbarten Frankreich bei den „*principes*“ schon übliche Bewertung der „*Erbtöchter*“ als vollgültige Erbin eines Besitzes klar durchbrochen und die Königsnachfolge auf das Lehenwesen ausgerichtet. Im schwäbischen Raum, wie auch bei den Hausklöstern in Quedlinburg, macht er die von ihm privilegierten Abteien frei von herzoglichen Gerichten, was ein Diplom von 947 zur Immunität von Einsiedeln bezeugt, was Liudolf auf Umritten mit seinem Schwiegervater durch Schwaben bezeugt in Pfäfers, St. Gallen, Einsiedeln. Bekannt sind 9 Diplome für die schwäbischen Klöster, für die Klosterabteien Lorsch 8, St. Maximin 12, Corvey 7, Hersfeld und Fulda je 5. In diese Zeit fällt auch die Trennung des Elsaß vom rechtsrheinischen Herzogtum Schwaben. Durch Konfiskation der Güter

des Grafen Guntram (vielleicht ein Habsburger?) im Breisgau, Elsaß, Thurgau wurden das Reich und die Reichsklöster gestärkt und das Herzogtum geschwächt.

Der Twiel als Residenz des Herzogs

In der Zeit zwischen 955 und 994, dem Todesjahr der Herzogin Hadwig, tritt der mons Duellium in seine große hochmittelalterliche Periode. Burkard hat in zweiter Ehe Hadwig, die Tochter des bayerischen Herzogs Heinrich, des Bruders Ottos des Großen und seiner Gemahlin Judith, Tochter des bayerischen Herzogs Arnulf (gleichfalls ein Aufständischer gegen den König) geheiratet. Die Verwandtenpolitik wird also für Schwaben fortgesetzt, denn sie bietet trotz der Rebellion die sicherste Garantie für die Macht des Königs. 962 unternahm der König den ersten Krönungszug nach Rom in bewußter Fortsetzung des karolingischen Vorbildes. Er erneuerte den Ruhm der Schutzherrn der ganzen Christenheit und erhob die ewige Stadt zum Ort der Krönung nach langer Vergessenheit.

Wenn wir der zuverlässigeren Peterhausener Chronik folgen, so hat das Herzogspaar gemeinsam ein Burgkloster gegründet und mit Land und Inventar ausgestattet. Die Gründung muß vor 973 erfolgt sein, dem Todesjahr Burkards. Es kann sich, wie Franz Beyerle ausführte, nicht um eine Grablege für den Herzog von Schwaben gehandelt haben (Burkard ließ sich auf der Reichenau bestatten, die er so reich vergabte), denn den natürlichen Beweggrund nennen die Quellen einstimmig: die Ehe war kinderlos, warum das Paar „Christum sibi elegerunt heredem“. Eine Analyse der 27 Insassen (Reichenau hatte zur selben Zeit 96 Mönche) ergibt, daß die Namen in den Konventslisten der Reichenau nicht vorkommen. Offenbar haben die Casus Sancti Galli recht, wenn sie als anspruchsvolleres Ziel der Klostergründung die Errichtung einer gelehrten Schule (schola palatina) nennen, etwa einer Konkurrenzanstalt zu den äußeren Schulen von Reichenau und St. Gallen. Dafür wurden jüngere Mönche aus den Nachbarabteien gewonnen. Die Schule für den schwäbischen Adel, ein Wunsch der von Ekkehard IV. als gelehrt, des Griechischen und des Lateinischen kundig geschilderten Hadwig, würde auch die Tatsache in ein neues Licht rücken, daß die Orte der Ausstattung der Hadwig sehr oft weit weg vom Twiel liegen und auf Herzogsgut deuten: Nagold, Epfendorf bei Oberndorf, Fischingen (Hohenzollern), Oberifflingen bei Freudensstadt, Efringen bei Nagold, Sindelstetten, heute Parzelle in Gem. Egenhausen, Heinstetten bei Sigmaringen, Schwenningen u. a. Besitz in Epfendorf gab Hadwig auch an Petershausen. Gewiß erscheinen diese Zuwendungen des Herzogs erst bei der Beschreibung der Überführung des Burgklosters nach Stein a. Rhein (1005, 1007), aber dadurch, daß über diese Orte nicht vom letzten Sachsenkaiser Heinrich II. zugunsten des Bistums Bamberg verfügt wurden, ist es sehr wahrscheinlich, daß

sie vom Burgkloster übernommen wurden. Die Überführung des Burgklosters an eine geographisch und verkehrsmäßig günstigere Stelle am Hochrhein begründet Ekkehard mit der unwegsamen Steile des Berges, jedoch möchte Beyerle lieber an eine Neugründung denken (St. Georgen), denn ältere Benediktinerklöster bevorzugten jeweils die Berge (Komburg, Montecassino).

Der Twiel als kaiserliche Pfalz

Daß die Herzogin wohl den Titel ihres Mannes führte, aber nicht die Herrschaft über Schwaben ausübte, bezeugt die Tatsache, daß ihr Vetter, Kaiser Otto II., nach dem Tod ihres Mannes 973 seinen Stiefbruder Otto, den Sohn des abgesetzten und früh verstorbenen Liudolf zum Herzog von Schwaben ernannte. Allerdings ist Otto schon 982 auf der Heimreise von Italien im Kriegsdienst gestorben und in Lucca begraben worden. Der Kaiser ernannte wieder einen Konradiner, einen Franken Konrad, einen Enkel Hermanns I., der aber drei Jahre nach Hadwigs Tod gestorben ist. Beide Herzoge waren in Schwaben fast unbekannt. Sie standen außerhalb des Landes im Reichsdienst. Eine Vormundschaft der Hadwig in Schwaben ist uns nicht bekannt, ebenso wenig die Ausübung des wichtigsten Hoheitsrechtes, der Einberufung einer Landversammlung. Wohl aber galt der Berg insofern als Pfalz der Ottonen, als Kaiser Otto III. am 4. November 994 auf dem Berg weilte und dort den Nachlaß seiner Tante geordnet hat. Dabei wurden in bewährter Klosterpolitik ottonischer Art großzügige Schenkungen an Klöster gemacht.

Der Twiel im Investiturstreit

Wir hören nun fast ein halbes Jahrhundert nichts mehr von der Herzogsburg und der Kaiserpfalz. Nur noch ein Herzog, der Sohn Konrads (die Erbfolge erscheint wieder) Hermann II., der aber schon 1003 gestorben ist und einen unmündigen Sohn hinterließ, für den sein Verwandter Kaiser Heinrich II. die Vormundschaft als Herzog von Schwaben übernahm, kommt in den Urkunden vor. Und um sein Erbe sind wieder die alten Kämpfe, doch diesmal nicht um die Stammesrechte, sondern um die Nachfolge als Herzog, entbrannt. Inzwischen hat die karolingische Grafschaft Hegau einen tiefgreifenden Umwandlungsprozeß erfahren. Bis 888 hören wir noch von fränkischen Grafen, einem Rodbert, Onkel der Kaiserin Hildegard, einem Ruachar, der auch Graf im Linz- und Argengau war, einem Alpkar, einem Verwandten der Unruochinger, einem Ato, der die Baar, den Affa- und den Thurgau verwaltete und das Eigenkloster Schienen gründete (830) und einem Adalbert aus dem Geschlecht der Hunfridinger. Erst mit Burkard I., dem Herzog von Schwaben, wird zum erstenmal der Hegau als Grafschaft genannt in pago Hegowe in eodem comitatu.

Eigenbesitz in der Grafschaft hatten durch Schenkungen der Könige und Kaiser der Bischof von Konstanz mit

der Hori, das Kloster Petershausen seit 1000 und vor allem die Abtei Reichenau auf dem früheren Fiskus Bodman und in Radolfzell. Seit 1007 kam der Besitz des Klosters Stein a. Rhein mit Lehen an das Bistum Bamberg und seit 1050 Besitz des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen hinzu. Von den edelfreien Geschlechtern wanderten Grafen vom Zürichgau in den Hegau und hießen sich Grafen von Nellenburg, ihrer neuen Burg bei Stockach. Durch die Verwandtschaft mit dem Kaiserhaus bekamen sie stellvertretend Königrechte im Hegau, den Wildbann und Gerichtsrechte und von Heinrich III. die Hälfte der Hörrechte. Die Nellenburger standen im Wettbewerb mit den Herren von Hewen, die indes um 1100 nur noch über wenige Rechte verfügten. Von den Grafen des Hegau mit Lehensverleihungsrechten wissen wir nicht viel. 1067 ist ein Graf Ludwig erwähnt, der sich nach seiner Burg Hohenstoffeln nennt und zur Familie der Hegaugrafen gehörte. Ludwig wich vor der scharfen Konkurrenz mit den ausgreifenden Nellenburgern in den Nordosten des Hegau aus und erbaute sich eine Burg Ramsberg bei Pfullendorf. Ludwig war der Stammvater der dann im 12. Jahrhundert mächtigen Grafen von Pfullendorf.

Als die großen Abteien, Stiftungen der Könige, zu den größten Grundbesitzern aufgestiegen waren, lohnte es sich für den Hochadel im Grafenstand, um die Vogteirechte eines Klosters zu kämpfen. Man erwarb mit ihnen politischen Einfluß und konnte bei geschickten Verhandlungen das eigene Herrschaftsgebiet abrunden, indem man die in vielen Grafschaften zerstreuten Fronhöfe durch Verträge austauschte. Bei dem Tauschgeschäft, von dem die Urkunde des Jahres 1050 berichtet, erschienen die Parteien mit einer stattlichen Mannschaft ihrer Dienstleute, um ihre Macht zu zeigen und ihre Wünsche durchzusetzen. Der Ort der Zusammenkunft war Hilzingen an der Westseite des Twiels. Graf Eberhard von Nellenburg war der Vogt für Allerheiligen, das er gegründet hatte, Markgraf Hermann, der Sohn des Herzogs Berthold von Zähringen, ist als Vogt von Stein a. Rhein bezeichnet. Bei Durchsicht der Namen der Ritter und ihrer Heimatorte (Thurgau, Linzgau, Hegau) ergibt sich aber, daß im Verzeichnis der zähringischen Besitzungen diese Namen und Orte nicht vorkommen. Die meisten Ritter waren in Nellenburgischen Diensten. Der Streit geht nun darum: Wem gehörte der Twiel, den Zähringern, wie die badischen Historiker annehmen oder den Nellenburgern? Beide sind aber als Besitzer in den Urkunden bis 1050 nirgends erwähnt. Die Zähringer können darum auch die Vogtei über Stein a. Rhein nicht von Kaiser Heinrich II., dem Stifter des Klosters erhalten haben. Die Lösung bringt die Annahme, daß Graf Berthold, Graf im Breisgau, Albau und Thurgau, die Burg, da sie Herzogsgut war, darum einfach besetzt hatte, weil die Zähringer im 11. Jahrhundert auch durch Einheiraten in den Besitz der Grafen von Rheinfelden (an der Aare) den Twiel als militärischen Stützpunkt ihres Ausgriffs an den

Bodensee brauchten. Dann brach der Streit des Kaisers mit dem Papst aus. Zu der Partei der Gregorianer zählten die mächtigsten Dynasten der Zähringer und der Welfen, zur Kaiserpartei die Staufer und St. Gallen. Die Kämpfe um den Twiel zeigen die Zerrissenheit des Bodenseegebiets in zwei unversöhnliche Lager. Aber sie zeigen auch den alten Kampf um das Erbe des Herzogtums Schwaben. Als der Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden in der Schlacht getötet wurde (1080), besetzte Berthold II., der an Rudolfs Stelle Anspruch auf das Herzogtum Schwaben erhob und sich Herzog von Schwaben nannte, den Berg. Als Gegenschlag ernannte Heinrich IV. Friedrich von Staufen zum rechtmäßigen Herzog von Schwaben. Berthold nahm Adelheid, die Gattin des getöteten Königs in den Schutz des Twiel auf. Sie ist dort gestorben. Ihre Grablege ist in St. Blasien. Da erscheint mitten im siegreichen Fortschreiten der süddeutschen Gregorianer der streitbare Abt Ulrich von St. Gallen und zugleich Patriarch von Aquileja vor der Burg 1086.

Es ist fast unbegreiflich, daß er sie auch besetzte und eroberte. Die Erklärung gibt Jänichen in einer Studie, in der er nachwies, daß Ulrich von St. Gallen aus dem mächtigen Geschlecht der Eppensteiner deswegen die Burg so leicht einnehmen konnte, weil ihn die Besatzung als rechtmäßigen Erben des Herzogtums kannte, während der Titularherzog Berthold von Zähringen für sie ein Fremder und Usurpator gewesen sein muß. Der Patriarch-Abt hatte also aus dreifachem Grund die Zähringer zu Hauptfeinden: einmal, weil sie die Vasallentreue dem Kaiser gebrochen hatten und dann weil sie mit einem unrechtmäßigen Anspruch auf das Herzogtum auftraten, das rechtmäßig Berthold, dem Sohn des gefallenen Königs gehörte, der der eigentliche Gegenherzog zu dem Staufer war. Berthold von Rheinfelden ist 1090 gestorben und hatte sich im Investiturstreit als Herzog nicht durchsetzen können.

Der dritte Grund der Erbitterung des Abtes: Berthold II. machte seinem Geschlecht auch das Herzogtum Kärnten strittig, indem er sich unrechtmäßig Markgraf von Kärnten nannte. Die Vasallentreue zum Kaiser war zudem noch dadurch gefestigt, daß die Eppensteiner und Herzoge von Kärnten blutsverwandt mit den salischen Herrschern gewesen sind. Der gemeinsame Ahne geht auf den 1003 gestorbenen schwäbischen Herzog Hermann II. zurück. Hermanns Tochter Beatrix heiratete nach Kärnten; Hermann stiftete das Kloster Marchtal beim Bussen. Es läßt sich zeigen, daß Rheinfelder, Eppensteiner und Salier Eigenbesitz am Bussen und am Kloster hatten, der auf älteres Herzogsgut zurückgeht. Auch Dienstleute der Zähringer treten dort auf zum Beweis, wie die Bertholde langsam allen rheinfeldischen Besitz sich aneigneten. Die Eppensteiner haben den Twiel nie mehr herausgegeben. Als der Zähringer Konrad um 1125 St. Gallen belagerte, wurde er abgeschlagen. Endgültig war für die Zähringer das Bodenseegebiet verloren. Sie schlossen mit dem Kaiser einen

Vergleich und erhielten 1098 die Vogtei über Zürich und das Recht sich im Hochburgundischen, im Schweizer Mittelland auszudehnen, Städte zu gründen und Straßen zu bauen. Die Eppensteiner verfolgten ihre Rechte in Schwaben ohne Unterlaß. 1019 drang der Herzog von Kärnten bis zur Pfalz Ulm vor. In ihrem Brennpunkt Wittislingen (Dillingen) übergaben sie den Besitz Lehensleuten. Die Grafen von Helfenstein nahmen Königsbronn, Herwartstein bis 1303 von den Herzogen von Kärnten zu Lehen. 1125 erschien in Marchtal Graf Marquard von Althausen, ein Eppensteiner, dessen Bruder Wolfrad die Grafschaft Treffen in Kärnten besaß. Beide setzten als Erben der Herzoge in der Stauferzeit die Hauspolitik der Eppensteiner fort. Marquards Sohn Ulrich wird Abt von St. Gallen, Wolfrads Sohn Ulrich Patriarch von Aquileja. 1086 kam dann auch das Dorf Singen zum Twiel. Im selben Jahr traten Herren von Singen als Schenker des Klosters Allerheiligen auf. Woher kamen sie? Ohne Zweifel von den Eppensteinern, denn ihre Namensserie Adalbert – Ulrich stimmt mit der der Eppensteiner mehr als auffallend überein. Sie verlegen wie das bei vielen nobiles, Freiherren (sie sind keine Ministerialen oder Lehensleute von den Reichsabteien oder den Zähringern oder Stauern) jener Zeit der Fall ist, ihren Wohnsitz vom Dorf auf die Burg (siehe Herren von Engen nun Herren von Hewen) und heißen sich Herren von Twiel, als welche sie seit 1125 urkundlich auftreten. Der Twiel ist ihr Allod, er gehört ihnen aus dem Recht des Herzogsgutes. 1125 investiert Kaiser Heinrich V. den Heinrich von Twiel nach den Bestimmungen des Wormser Konkordats zum Abt von St. Gallen. Der Twiel bleibt nun bis zur Übernahme durch den Herzog von Württemberg jahrhundertlang in seiner dritten Funktion eine Ritterburg mit wechselnden Besitzern, den Klingen, Hohenklingen und Klingenberg.

Das Territorium der Abtei Reichenau

Nach dem Versagen der merowingischen Dynasten kam das Frankenreich in die starken Hände jenes zunächst nicht ebenbürtigen Geschlechtes, das wir die Karolinger nennen. Ihnen gehörte das nördliche Europa des 8. und 9. Jahrhunderts. Unter ihnen wurde an der Rheinlinie die politische Mission vorwärtsgetrieben, die Ablösung der Zellen der irdischen Mönche durch fränkische Benediktinerklöster mit monarchischer Abtspitze.

Für Südwestdeutschland bedeutete das 724 gegründete Kloster Reichenau als fränkisches Territorium das wichtigste Ereignis. Der gesamte alemannische und westfränkische Adel stattete im Namen der Könige die Neugründung mit großen Gütern und Rechten aus. In den meisten alemannischen Gauen, im Neckargau, ab der Pfalz Ulm, in Churrätien und bis an den Comer See besaß die Reichenau die besten Fronhöfe, aber auch in den fränkischen Gauen, etwa im Enz- und Pfingzgau.

Zum Gründungsgut gehörten die dem Fiskus Bodman entnommenen Orte Markelfingen, Allensbach, Kaltbrunn,

Wollmatingen, Allmannsdorf und im Thurgau Ermatingen. Sie zählten als Erstaussattung zum „Widemsgut“, das die Äbte als der Insel vorgelagerte Besitzmasse im 10. Jahrhundert gegen die deutschen Könige und ihre Helfer, die Bischöfe von Konstanz, verteidigt und als ihr Eigengut beansprucht haben. Im Investiturstreit des 11. Jahrhunderts gelang es den Äbten unter Berufung auf die „libertas Romana“, die römische Freiheit, die Ansprüche von Konstanz zurückzuweisen, währenddem sie machtlos waren gegen die vom Kloster beauftragten weltlichen Vögte, die sich zuweilen auf Kosten ihres Schützlings mit Besitz und Rechten bereicherten.

Die Gesamtvogtei stand zunächst den Landolten zu, Verwandten der Habsburger und Gründer des Klosters St. Georgen auf dem Schwarzwald. Nach deren Aussterben 1094 übernahm die Vogtei Arnold von Goldbach, ein Verwandter der Landolte. Doch schon 1123 hatten die Welfen, die mächtigsten süddeutschen Dynasten, die Vogtei inne. Als Heinrich der Löwe aus Süddeutschland vertrieben worden war, ging die Vogtei in staufige Hände über. Nach 1250 traten die Herzoge von Teck die staufige Nachfolge an. Welfen, Staufer und die Herzoge von Teck griffen kaum in die Besitzverhältnisse des Klosters ein.

Erst Österreich-Habsburg (von 1439 an), das für allerdings notwendige Reformen sorgte, ordnete auch die Klosterverwaltung neu.

Doch wie auch sonst in den alten Reichsabteien auf deutschem Boden fochten die Äbte vergebens gegen ihre eigenen Lehensleute, die ritterlichen Dienstmannen und Ministerialen. Dabei zeigt es sich, daß eine Abtei im Range eines Reichsterritoriums für ihre Verpflichtungen dem König, der zu Reichskriegen aufrief, Hilfstruppen zu stellen, bitter bezahlen mußte. 981 stellte die Abtei Kaiser Otto II. für seinen Italienzug 60 Panzerreiter. Die Lehensritter bekamen für die Stellung der Reiter (Roßdienst mit je zwei Knechten) vom Abt gewisse Lehensrechte auf Güter und Gerichtsbarkeit. Die Ritter nahmen wohl die Lehenseinkünfte an, aber behandelten die Lehen so, als ob sie Eigengüter (Allode) wären und verweigerten dem Abt den Lehensrückfall. Im Investiturstreit, wo Rauflust und Raubkrieg jahrhundertlang Alemannien verwüsteten, gingen der Abtei ganze Fronhofverbände (Villikationen) verloren, zu denen Ortsherrschaft, Meieramt, Vogtei, Kirchensatz und Zehnten gehörten. So in den Dörfern, die zum Widemsgut zählten: Dettingen, Liggeringen, Röhrnang, Überlingen a. B., Böhringen, Rielasingen usw. Die Abtei ergriff Gegenmaßnahmen in der Form von Urkundenfälschungen, mit denen man die Abteirechte verteidigte. Es handelt sich um gefälschte Urkunden in großer Zahl für das eigene Kloster, wie auch für zahlreiche fremde Klöster, wenn wir an Stein a. Rhein denken, das zwei gefälschte Urkunden von 1005 (Gründungsjahr) und 1007 (Jahr der Schenkung an das Hochstift Bamberg) erhält.

Durch diese Aufschriebe wissen wir etwas vom ursprünglichen Besitz der Reichsabtei. Erreicht haben die Mönche

freilich nichts, es sei denn, daß sie sich mit der formalen Anerkennung der Lehensherrlichkeit zufrieden geben mußten. Die Einkünfte gingen in die Tasche ihrer kleinen Dienstleute, die in der Zeit der Wirren um 1094 sogar ihren Klostervogt und einmal auch ihren Herrn erschlugen.

Im einzelnen: 800 wurde die selbständige Abtei Schienen gegründet, die 909 von Ludwig dem Kind der Reichenau geschenkt worden sein soll. Um 1000 wurde das kleine Kollegiatstift von einem Reichenauer Propst geführt. Die Vögte des Stiftes aber entfremdeten Schienen dem Inselkloster. Erst im 15. Jahrhundert wurden die fremden Herren ausgeschaltet und die Propstei der Mutter wieder einverleibt. Den schlimmsten Verlust erlitt die Abtei mit der Wegnahme der vom Bischof Ratold von Verona um 800 gegründeten Zelle Radolfzell, die in ein legitim von der Reichenau eingerichtetes Kollegiatstift umgewandelt wurde, und das dort einen Kelhof und einen Warenumschlagplatz errichtet hatte. In Allensbach privilegierte Kaiser Otto III. einen Markt. 1075 erneuerte Abt Ekkehard das kaiserliche Marktprivileg. Das heißt die Allensbacher Kaufleute genossen die gleichen Rechte wie die Konstanzer Kaufleute. Der Marktfriede wurde bis in die Mitte des Gnadensees ausgedehnt.

Nach etwa 100 Jahren gründete Abt Ulrich II. von Reichenau einen neuen Markt in Radolfzell (1100). Offenbar funktionierte der Allensbacher nicht recht. Der Radolfzeller Markt geriet nun in Konkurrenz mit dem Reichenauischen Kelhof daselbst. Gegen 1250 sind die zwei Märkte von der zur Stadt erhobenen Siedlung Radolfzell zusammengefaßt worden (ähnlich wie Barbarossa in Ulm den Reichenauer Kelhof mit der Pfalz in einer beide umfassende Stadtmauer rechtlich vereinheitlichte). Wie in Ulm, so verlor dabei die Abtei in Radolfzell die unmittelbare Gewalt über die Insassen ihres Kelhofes. Ganz ging die Abtei ihres Radolfzeller Besitzes verlustig, als die Vogtei über die Stadt an die Habsburger verkauft wurde (1298).

Indessen, solche Kämpfe um die Märkte waren engverflochten mit den Loslösungsbestrebungen des sehr zahlreichen Ministerialenadels der Abtei Reichenau. Eben das Fehlen einer Obergewalt, ein Abt, der vom wenig präsenten König meist im Stich gelassen wurde, ein Abt, der zudem, je härter die Reform eine gesellschaftliche Umschichtung der hochadeligen Mönche gefordert hat, starr und mit der Autorität des stellvertretenden Königs an den hochadeligen Privilegien festhielt und Laienbrüder nur als wirtschaftendes Untertanenvolk behandelte, mußte ganz von selbst das Angriffsobjekt der nun in großer Zahl auftretenden Ritteradeligen werden. Auf dem Höhepunkt des Investiturstreites in den 80er Jahren des 11. Jahrhunderts standen die Reichenauer Ministerialen auf der Seite des königlich gesinnten streitbaren Abtes Ulrich von St. Gallen, der die gregorianisch gesinnte Abtei Reichenau unter Abt Ekkehard, unterstützt vom zähringischen Hochadel, in vielen Kämpfen herausforderte und jahrzehntelang in das in der Schweiz ge-

legene Gebiet der Abtei einfiel. Ja, 1079 gelang es St. Gallen sogar, die Insel zu besetzen.

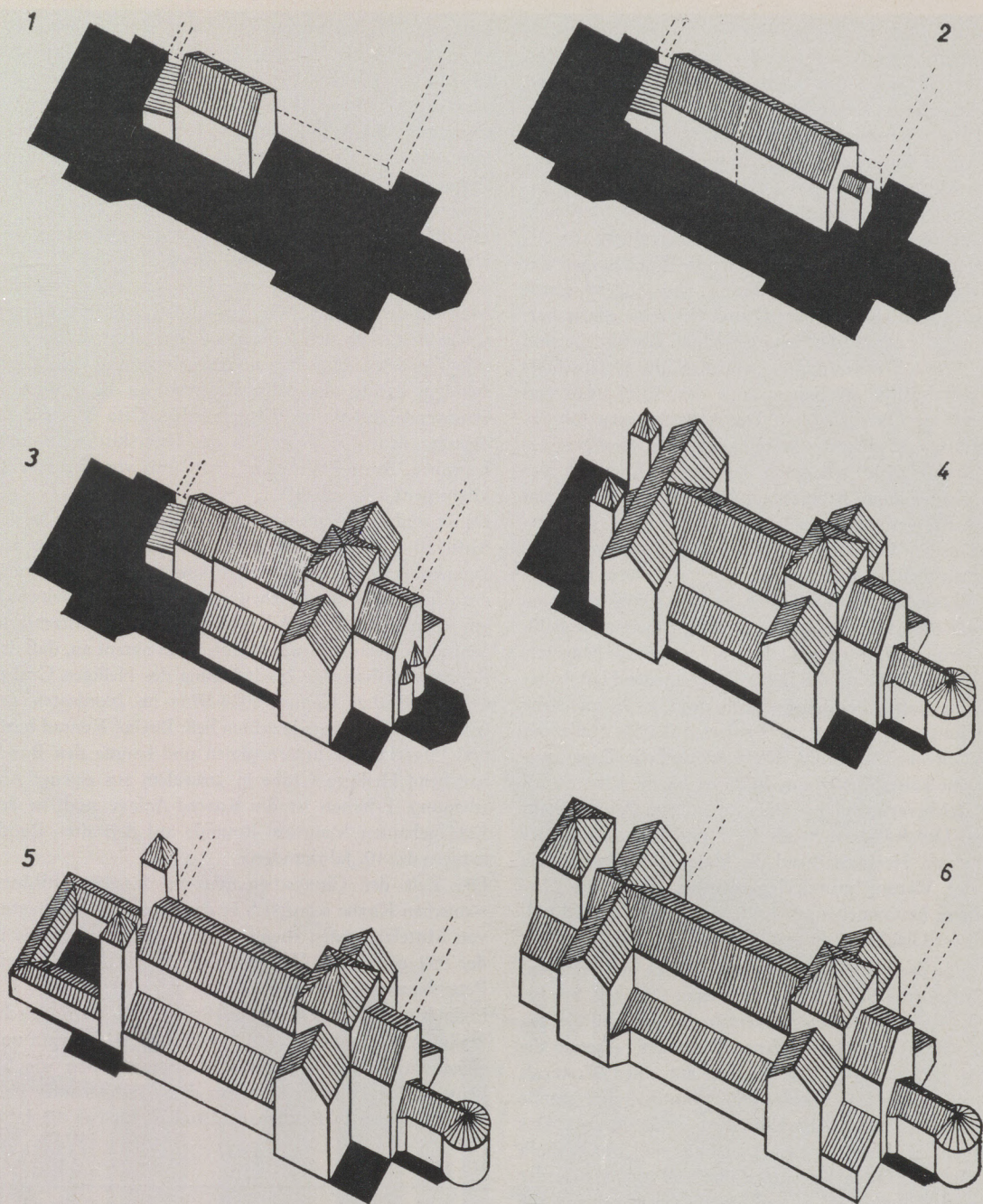
Der Gegenschlag blieb nicht aus, der Thurgau hatte die Schäden vornehmlich zu tragen. Im Hin und Her bewies die alemannische St. Gallener Mannschaft die stärkere militärische Macht; 1086 fiel vorübergehend die Hauptstütze der rheinfeldischen zähringischen Gregorianer, der bisher noch nicht eroberte Hohentwiel, in die Hände Ulrichs. Hier nun bildete der Konstanzer Bischof Otto, königstreu und antigregorianisch, im Unterschied zu seinen hochadeligen Verwandten für St. Gallen eine Hauptstütze. Aber Konstanz ging für den König nur auf kurze Zeit verloren. Die Königstreue bewahrte die Bischofsstadt nach alter Tradition den salischen Herrschern und dann seit 1126 auch der staufigen Partei. Die Gegner waren nun die Welfen, die in den wechselnden und zerstörerischen Kämpfen im Bodenseegebiet von den Parteigängern des gegen die Lotharwahl rebellierenden Herzogs Friedrich von Staufer hart bedrängt wurden. Der Welfe Herzog Heinrich, Schwiegersohn des Kaisers, belagerte das dem rechtmäßigen Herzog von Schwaben gehörende Konstanz, ohne etwas zu erreichen. Immerhin gelang es den Welfen, die Gesamtvogtei über die Reichenau zu erlangen. Und das war für die Reichenauer Ritter der Grund, gegen die absolute Herrenmacht auf der Seite der Staufer zu fechten, denn die Staufer hatten ihre wichtigste Stütze bei den Ministerialen, welche sie mit Beute und Besitz belohnten und begünstigten.

Der größte Grundbesitzer im Bodenseegebiet aber wurde im 13. und 14. Jahrhundert der Deutsche Orden. Die Brüder drangen vom Elsaß her in die bereits gefestigte und verteilte Welt um den Bodensee ein. Die Ordensbrüder waren es, die die schweren Verstimmungen der Äbte und der dem Freiherrnstand angehörenden Mönche mit den Ministerialen des Klosters ausnützten. Dutzendweise liefen die Schlechtweggekommenen und jedes Aufstiegs in den Hochadel beraubten Dienstleute dem Deutschen Orden zu, der sie voll anerkannte. Es waren zunächst die thurgauischen Ministerialen, die den Orden durch Schenkungen bereicherten und ihm erlaubten, eine Kommende in Sandegg am Südufer des Untersees zu errichten. 1270 anerkannte dann der nördliche Nachbar, Abtei, den Ordensbesitz.

Die Reichenauer Bauten

Durch die Ausgrabungen der neuesten Zeit sind wir in der Lage, die Entwicklungen des Kirchenbaues von der Karolinger-, über die Ottonen- und Salierzeit bis zur Zeit der älteren Staufer nachzuvollziehen. Größe und Gliederung der drei ersten Bauten von 724 bis 816 sind durch Mauerfunde bekannt (vgl. isometrische Darstellung nach A. Knoepfli).

Die Bauten des 8. Jahrhunderts (Zeichnung 1 und 2) erreichten im Endstadium mit Vorbau und Altarhaus eine Länge, die von jüngeren Kirchen wie z. B. Schienen oder Reichenau-Niederzell nicht erreicht wurde. Vermutlich



2. Reichenau-Mittelzell, Entwicklung des Münsterbaues in isometrischer Darstellung, nach Albert Knoepfli. Die schwarze Fläche ist der Grundriß des heutigen Baues.

1) Pirminskirche, um 724, 2) Arnefriedbau, 736-746, 3) Heitomünster, geweiht 816, 4) Erlealdmünster, um 823-830, Heilig-Grab-Rundbau 925-950, 5) Witigowobau 988-991, 6) Bernomünster, geweiht 1048

diente der Ostteil als Klosterkirche und der Westteil als Pfarrkirche. Der Kunsthistoriker spricht von dem „Reichenauer Typus“, den auch einschiffige Kirchen und Kapellen der späteren Zeit zeigen, wenn auch unter geänderten Raumverhältnissen. Er hat sich bis heute erhalten in Büsingen, Obergailingen bis zu Hilzingens Rokokokirche. Der Typus ist keine Reichenauer Erfindung, es ist die karolingische Langhalle. Ihre Merkmale sind: gerade geschlossene Ostwand, Abtrennung des Altarraumes durch stark hervortretende Wandzungen des Chorbogens, woher die Wirkung von abgeschnürten Wandteilen noch in Oberzell und Schienen erkennbar. Von der 816 durch Abt Heito geweihten Abteikirche sind die wichtigsten Teile erhalten geblieben: der Ostabschnitt des Mittelschiffs, die Seitenwände des Altarhauses und Mauern der Querhausarme. Damit ist die kreuzförmige dreischiffige Basilika der karolingischen Spätzeit geschaffen. Abt Erlebold ließ durch den Mönch Einmoud (der erste uns bekannte Baumeister) das Langhaus Heitos um eine Achse verlängern und fügte symmetrisch zum Ostquerhaus ein Westquerhaus, dem er zwei Türme vorsetzte. Es ist die Zeit um 830, also die Zeit der Reform Ludwigs des Frommen, weswegen hier an die Abteikirche von Centula erinnert wird. Indessen ist von diesen Erlebold-erweiterungen nichts mehr erhalten. Der heutige Münsterbau läßt optisch nur die Rekonstruktion des Heitobaues in den letzten Lebensjahren Karls des Großen zu (siehe Abbildung). Es ist die auf Pfeilern ruhende Halle mit einem offenen Dachstuhl. Keine klösterliche Enge, sondern eine kaiserliche Weite. In dieser Kirche könnte auch eine Reichsversammlung einen würdigen Platz gehabt haben. Der Kaiser steht als Herr und Patron auch der Kirche vor. Hervorstechend die klaren Verhältnisse, die von der Vierung grundgelegt werden, das breite Ostquerhaus bestimmen und Breite und Höhe des Mittelschiffs ins Gleichgewicht setzen.

Am Ende der Karolingerzeit erstand (noch voll erhalten) die Stiftskirche St. Georg in Reichenau-Oberzell. Ihr Erbauer Hatto III. (888/919) versah die dreischiffige Basilika wieder mit einem offenen Dachstuhl, ersetzte die Pfeiler aber durch Säulen, rundete mit einer Westapsis ab, während er das Ostaltarhaus einrückte und gerade abschloß. Unter das Altarhaus legte er die Krypta. Das Querhaus fluchtete mit dem Langhaus und trat deshalb nicht hervor. Diese Bauart hat ihren Vorgänger in der Hirsauer Aureliuskirche. Die Doppelchörigkeit und die Krypta erinnern an den Typus von Grabeskirchen (Worms, Bamberg), wobei es umstritten ist, ob sich die Cella Hattos in der Krypta befindet. Spätkarolingisch sind im Innern noch die durch Wandzungen abgeschnürten Raumteile. Um das Jahr 1000 wurde das Mittelschiff für Wände über den Arkaden erhöht und mit einer Flachdecke versehen. Jedenfalls ist jetzt erst zwecks Anlage einer Stollenkrypta der Vierungsboden erhöht worden (vgl. Ellwangen). Dadurch wirkten die Querhausarme isoliert. Die ursprüngliche Raumwucht ging verloren. Jedoch bekommt die Kirche erst durch die be-

rühmten Wandmalereien den Geist einer spiritualistischen Verklärung des im Wunder sich offenbarenden Christusgeschehens. Wir spüren die Zeitenwende des letzten der Ottonen. Nur von diesem hervorgehobenen Christus in der Aura kommt das Heil der Welt. Er treibt Dämonen aus, weckt Tote auf, rettet die kleingläubige und nur wie im Hintergrund zusammengedrückte Jüngerschaft vor dem Untergang auf stürmischer See. Die erzählenden Fresken verkünden eine Endzeitstimmung, eine Unruhe des bedrängten Menschen im Blick auf die Göttlichkeit des Retters, der zur Distanz zwingt wie die Majestät des Kaisers. Wir wissen, daß der letzte Ottone schon im Geiste der Reform an eine endzeitliche Vereinigung des lateinischen und des byzantinischen Christentums dachte, also politisch geredet an die in Rom zu errichtende christliche Weltmonarchie. Otto III. liegt als einziger deutscher Kaiser in der Peterskirche zu Rom begraben. Seine Pfalz stand nicht weit von der Hauptkirche der Christenheit.

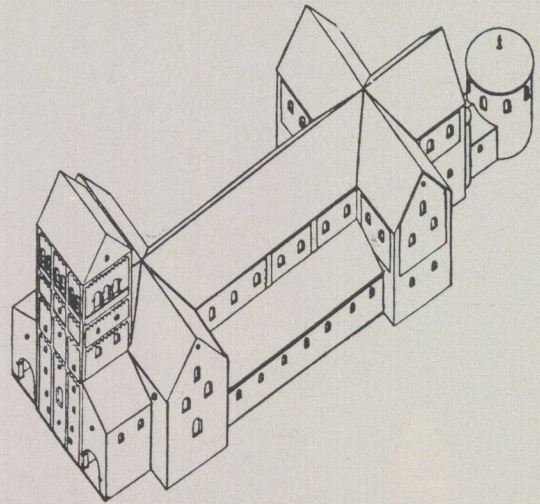
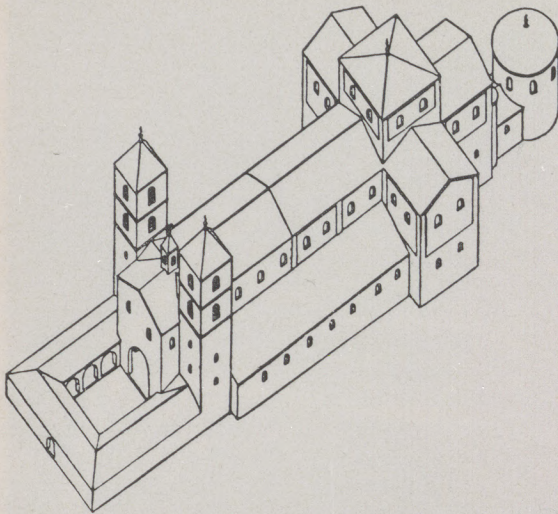
Damit und mit Kreuzzugerinnerungen hängt ein in der Mittelachse des Mittelzellers errichteter Rundbau zusammen, der im Spätmittelalter dann bei der Erweiterung des Altarhauses abgebrochen worden ist. Es handelte sich um einen Zentralbau, d. h. die von Kaiser Konstantin in Jerusalem gebaute Grabeskirche. Man nimmt an, daß der Reichenauer Bau eine Nachahmung des Heiligen Grabes ist, das Bischof Konrad (934–975) im Nordosten des Konstanzer Münsters errichten ließ. Bischof Konrad hatte drei Pilgerfahrten unternommen und kannte den Rundbau beim Heiligen Grabe in Jerusalem aus eigener Anschauung. Erhalten ist die Konrad-Anlage noch in der 1283 gebauten Mauritius-Rotunde auf den alten Rundmauern des 10. Jahrhunderts.

Die Zeit der Clunyschen Reform der verweltlichten römischen Kirche schuf sich in den Um- und Neubauten von Mittelzell einen ebenso gewaltigen Ausdruck wie in der 992 geweihten Abteikirche des Benediktinerklosters Petershausen (1159 abgebrannt).

Endgültig löste das römische System die karolingische Halle ab. Es ist die dreischiffige Basilika mit Krypta und einem im Westen gelegenen Altarhaus, genau wie bis heute bei St. Peter in Rom. An dem Umbau unter dem Abt Witigowo in Reichenau-Mittelzell (spätes 10. Jahr-

3. Reichenau-Mittelzell Münster, Mittelschiff. Die letzte Restauration hat bewußt die karolingische Halle um 810, also kurz vor dem Tod Karls des Großen wiederhergestellt. Das gilt vor allem für den offenen Dachstuhl aus Holz und die gleichmäßig gereihten Pfeilerarkaden des Mittelschiffs. Die Raumisolierung ist noch einigermaßen angedeutet durch die vorspringende Vierung und dann den zurückspringenden, aber stilistisch völlig unkarolingischen spätgotischen Chor des 15. Jahrhunderts. Die hohe Kahlheit der Mittelschiffwände kommt gleichfalls dem karolingischen Raumgefühl nahe. Ebenso wie die auffallende Breite des Schiffes. Nichts Mönchisches, sondern eine Halle der Königsabtei.





4. Links Reichenau-Mittelzell, Witigowobau und rechts der Bernobau, geweiht 1048 unter Beisein Kaiser Heinrichs III. Stilistisch haben wir Frühromanik, geistesgeschichtlich in beiden Bauten ein monasterium, das nicht mehr karolingisch, sondern ottonisch-salisch den Geist, der sich an Sankt Peter in Rom und an die von Cluny betriebene Reform anlehnt, ja diese exemplarisch ausdrückt. Es ist die Zeit der permixtio, des Gleichgewichtes von regnum (imperium) und sacerdotium, das heißt weltlich-königlicher und geistlich-päpstlicher priesterlicher Herrschaft. Eine Vermischung, wie sie Otto von Freising in seiner Zweireichelehre beschrieben hat, wobei nicht die Zweiteilung des Ost- und Westchores gemeint ist, sondern beider Zuordnung zur universalen Einheit der ecclesia, der Kirche Gottes.

hundert) bemerken wir die Verlängerung des Mittel Schiffes nach Westen, die Ersetzung des Westquerhauses durch zwei Türme mit eigenen Kapellen, die Verbreiterung der Seitenschiffe auf die heutige halbe Größe des Mittelschiffes und den westlichen Anbau eines Atriums nach römischem Muster. Damit blieb die karolingische Pfeilerhalle erhalten, ebenso wie der gerade Abschluß im Osten. Statt des offenen Dachstuhls grenzt nun den Raum nach der Höhe die Flachdecke ab (um 990). Die Pfeilerbasilika mit den Seitenschiffmaßen ist bis heute noch erhalten in Schienen, Zurzach (unter der Barockdecke), während die St. Katharinen-Kapelle zu Allensbach 1771 abgebrochen wurde, wie 1812 die dreischiffige Säulenbasilika der Pfarrkirche von St. Johann in Mittelzell restlos verschwand.

Knapp 50 Jahre nach dem Witigowobau stand die endgültige Form des Bernobaues von Reichenau-Mittelzell, das kostbarste Zeugnis der Frühromanik. Der letzte Abteikirchenbau brachte das neue Westwerk, die Markusbasilika, die 1048 im Beisein Kaiser Heinrichs III. geweiht wurde. Der Idee nach lenkte den gewaltigen Westbau der Reliquienkult, der um 1000 eine Höhe erreichte, sofern von den Pilgerfahrten bisher nicht bekannte Stücke heimgebracht wurden und keine Kirche ohne Reliquie geweiht werden durfte. Wie das Wunder, so nährte die Reliquie die Kraft des Glaubens und wurde der Anlaß zu Wallfahrten, abgekürzten Pilgerfahrten, die von den großen Abteien organisiert und verwaltet werden muß-

ten. Bernos Vorgänger Witigowo hatte Türme im Westen gebaut und die karolingische westliche Markusbasilika abbrennen lassen. Der Nachfolger, gedrängt von den Bedürfnissen der Wallfahrt, entschloß sich, das karo-

Die Äbte des Klosters Reichenau

724 — 727	Pirmin	1071 — 1088	Eggehard II., Graf v. Nellenburg
727 — 734	Eddo	1088 — 1123	Ulrich II. v. Dapfen
734 — 736	Keba	1123 — 1131	Rudolf v. Böttstein
736 — 746	Arnefrid *	1131 — 1135	Ludwig, Graf v. Pfüllendorf
746 — 760	Sidonius *	1135 — 1136	Ulrich III., Graf v. Zollern
760 — 782	Johannes	1136 — 1139	Otto v. Böttstein
782 — 786	Petrus	1139 — 1159	Frideloh v. Heidegg
786 — 806	Waldo	1159 — 1169	Ulrich IV. v. Heidegg
806 — 823	Heito (Hatto I.)	1169 — 1206	Diethelm v. Krenkingen *
823 — 838	Erlebold	1206	Hermann v. Spadingen
838? — 842	Ruadhelm	1206 — 1234	Heinrich v. Karpfen
838 — 849	Walahfrid	1234 — 1253	Konrad v. Zimmern
849 — 858	Folkwin	1253 — 1259	Burkhard v. Hewen
858 — 864	Walter	1260 — 1294	Albrecht v. Ramstein
864 — 871	Hatto II. (Heito)	1294 — 1296	Mangold (Markward), Graf v. Veringen
871 — 888	Ruodho		Heinrich v. Klingenberg *
888 — 913	Hatto III.	1296 — 1306	Diethelm v. Kastel
913	Hugo	1306 — 1343	Eberhard v. Brandis
913 — 916	Thieting	1343 — 1379	Heinrich v. Stöflein
916 — 926	Heribrecht	1379 — 1383	Mangold v. Brandis *
926 — 934	Liuthard	1383 — 1385	Werner v. Roseneck
934 — 958	Alawich I.	1385 — 1402	Friedrich, Graf v. Zollern
958 — 972	Eggehard I.	1402 — 1427	Heinrich v. Hornberg
972 — 985	Ruodman	1427	Friedrich v. Wartenberg
985 — 997	Witigowo	1427 — 1453	
997 — 1000	Alawich II.		
1000 — 1006	Werinher		Nach der Reform des Abtes Friedrich v. Wartenberg:
1006 — 1008	Immo	1454 — 1464	Johann v. Hunwil
1008 — 1048	Berno	1464 — 1491	Johann Pfuser v. Nordstetten
1048 — 1069	Udalrich I.	1492 — 1508	Martin v. Weisenburg
1069 — 1070	Meginward	1508 — 1516	Markus v. Knöringen
1071	Ruopert	1516 — 1519	Georg Fischer
		1519	Gallus Fischer
		1523 — 1540	Markus v. Knöringen

* Auch Bischof von Konstanz



5. Schienen, ehemalige Propsteikirche der Reichenau von Nordwesten, klassisches Modell des Reichenauer Typus.

lingische Westwerk wiederherzustellen. Er verlängerte noch einmal das Mittelschiff, fügte ihm ein quadratisches Westquerhaus an (siehe Zeichnung) und einen Altarraum als rechteckig ummantelte Apsis, über der sich der Westturm erhebt. Damit griff Berno auf jene zentralbauartigen Westanlagen zurück, die spätkarolingisch im Erlebaldbau von 823 im kleineren Maßstab schon standen: die Abtei mit zwei Querhäusern und Altarräumen im Osten und im Westen. Indessen das ist entscheidend: Die päpstlich-römische Idee und die kaiserlich-weltliche Idee stehen jetzt im Bernobau der Salierkönige in jenem großartigen Gleichgewicht, das in der zeitgenössischen Geschichtsschreibung mit *imperium* und *sacerdotium* ausgedrückt wurde.

Der Kaiser ist nicht nur karolingischer Schutzherr der Christenheit und nicht Herr mehr seiner Eigenkirchen, vielmehr teilt er die Herrschaft mit dem Papst, dem das *sacerdotium* zusteht, was sich am Abteihaus selbst so zeigt, daß der Kaiser im Westwerk die Messe hört, der Abt und seine Mönche im Ostwerk ihre Gottesdienste halten, während die ganze Kirche mit beiden Altären Eigentum der Heiligenpatrone ist, wobei der Papst und sein Abt jene Weihe vornehmen, der sich auch der Kaiser unterordnet.

Ein so treuer Anhänger der Reform wie Heinrich III. hat in deren Geist gehandelt, wenn er unwürdige Päpste absetzte, aber selbst das Mönchskleid anzog und Krone und Zepter vor den Altar Christi legte, um den Spruch der Schuldbefreiung nach bekanntem Unrecht aus dem

Mund des Abtes zu hören. Im Bernomünster und in der 1033 geweihten frühromanischen Kirche St. Michael zu Hildesheim erhielt das Selbstverständnis von Kaiser und Papst in deutschen Landen seinen sichtbarsten Ausdruck. Die westliche Turmlösung wiederholte der Lambertbau des Konstanzer Münsters und mit deutlicher Richtung als Gegencluny der Entwurf Kaiser Konrads II. in Speyer. Schule macht die Idee der Vereinigung von Apsis und Turm im Ostbau des 1015 begonnenen Straßburger Münsters. Die romanischen Merkmale: Gliederung der Außenwände durch Lisenen und Rundbogenfriese, Vereinheitlichung des Innenraums durch Wegfall isolierender Wandzungen, Betonung der Kämpfer durch Platte und Schmiege, was den auf den Stützen ruhenden Arkadenrundbogen feierliche Ruhe gab. Die Reichsabtei Mittelzell vertritt symbolhaft die Kaiser- und Papstgewalt in stärkster vom Reformgeist geprägter Einheit, *imperium* und *sacerdotium*. Voraussetzung: Der Priester zelebriert die Messe noch hinter dem Altar.

Dann entstand in Reichenau-Niederzell eine letzte Stifts- und Pfarrkirche, stilistisch Hochromanik, ideell Barbarossa-Staufik. Reißer: „Es ward dies jar (1172) angefangen das Nüw Münster in der Richen ow.“ Reste der Bischof-Egino-Zelle (799) und ihrer Nachfolgebauten sind noch nicht gefunden worden. Merkmale: Die gerade Ostwand enthält drei mit ihren Scheitelbogen auf einer Ebene liegenden Apsiden. Über den zwei äußeren und kleineren Apsiden mit Tonnengewölbe erheben sich zwei quadratische Türme, im Oberteil spätgotisch. Das basilien-



6. Die Nellenburg bei Stockach. Aus der Chronik des J. J. Rüeger um 1600.

Die Grafen von Nellenburg sind im frühen 11. Jahrhundert im Zürichgau nachweisbar. Ältester Graf Eberhard (Eppo), gestorben 1034, war verheiratet mit Hadwig, einer Verwandten Kaiser Heinrichs II. Aus der Ehe gingen fünf Söhne hervor. Der Jüngste hieß Eberhard, der durch seine Gründung des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen (1037) den Beinamen der Selige erhielt. Seine Gemahlin Ida gründete St. Agnes in Schaffhausen. Der Selige hatte neun Kinder. Udo wurde Erzbischof von Trier, Ekkehard Abt von Reichenau. Burkard (gest. 1105), vermählt mit Hedwig aus Sachsen, tritt zum erstenmal als Graf von Nellenburg auf, während der Erstgeborene Wenzel als Graf von Bürglen im Thurgau erscheint. Burkard gehört zu den Mächtigen der Gregorianer, die 1080 sich in Allerheiligen versammeln, um die Reform der libertas Romana durchzuführen. Burkard hat keine Kinder.

Die Nellenburger sind Nachkommen des Wenzel und erscheinen als Grafen von Bürglen-Nellenburg (Wanderung). Über eine nicht bekannte Nellenburger Erbtöchter wird das Nellenburger Geschlecht in Markward, dem Grafen von Veringen (gest. um 1172), fortgesetzt. Aus dieser Ehe gingen drei Söhne, zwei Grafen Veringen Mangold und Heinrich, und der Abt Ulrich von St. Gallen (gest. 1199), der tatkräftigste Parteigänger der Staufer am Bodensee, hervor. Unter den Frauen und Töchtern der Grafen von Veringen-Nellenburg finden wir im 13. Jahrhundert eine Elisabeth von Montfort, eine Adelheid, die einen Regensberg heiratet und jene Agnes von Eschenbach, aus deren Ehe mit Mangold II. (gest. 1294) sechs Kinder hervorgehen. Eine Agnes heiratet einen Friedrich von Zollern (gest. um 1319), eine Margarete einen Freiherrn von Brandis, Wolfram ist von 1319–1362 Deutschmeister, Mangold von 1318–1342 Johanniter Komtur. Mit Eberhard II. dem Alten (gest. vor 1357) pflanzen sich die Grafen von Nellenburg fort. Sein Sohn Eberhard III. der Junge (gest. 1371) hat mit Irmgard von Teck fünf Kinder, einen Friedrich, Bischof von Konstanz (1398), einen Konrad, Domherrn in Straßburg (gest. 1422). Die Erbtöchter Margarete heiratet Hans von Jengen (gest. 1408), wobei die Nellenburger Erbschaft in der Hauptsache bis 1465, dem Jahr des Verkaufs an



7. Krenkinger Schloß in Engen. Aus der Chronik des J. J. Rüeger um 1600. Charakteristisch der stauische Bergfried und die Staffeleigiebel der Wohngebäude.

kale dreischiffige Langhaus schließt sich ohne Querhaus an den Hauptteil des Chores und die zwei Nebenräume an. Der Westteil ist auf ein Atrium reduziert. Aus Quadern gefügt sind die Außenmauern, die beiden Arkadenreihen der durch ein Gurtgesims untergeteilten Mittelschiffwände, das Rundbogenportal im Westen. Typisch frühstauisch-lombardisch (Schottenkirche in Regensburg 1150) sind die verzierten Kapitelle und Säulen.

Das Ritterliche und Höfische der Stauferzeit findet hier ebenso einen Reflex wie die ausgedehnte Wandmalerei in der Apsis, deren Mittelpunkt eine mächtige Majestas Domini in der Mandorla (seitlich die Evangelistensymbole) darstellt und in den drunter gemalten Reihen die Apostel und Propheten. Anders wie in den ottonischen Fresken von Oberzell füllt hier die Malerei die Wand und erhebt den Raum ins Monumentale. Die Majestät des Richters und Erlösers zugleich hat ihre weltliche Vertretung im richtenden Kaiser, der an Hoftagen seine Vassallen und Fürsten so versammelt wie hier die göttliche Christusgestalt die Apostel und Märtyrer der Kirche. Die Schrecken und Jubel des Endgerichtes schildern ebenfalls eine Malerei aus dem 12. Jahrhundert, im Obergeschoß der Vorhalle eine Kreuzigungsgruppe und an der Außenwand der Westapsis die besagte Weltgerichtsszene.

Osterreich, beim Hause Tengen bleibt und die Tengen als Nachfolger der Grafen von Nellenburg sich Grafen nennen.



8. Herzog Burkard II. von Schwaben und seine Gemahlin Hadwig als Stifter des Klosters auf dem Hohentwiel, das 1007 nach Stein am Rhein verlegt wurde. Fresko in der Klosterkirche um 1437.

Es ist noch zu erwähnen das von Petershausen II übriggebliebene Ostportal, das erste Gewandfigurenportal in der deutschen Architektur, das heute in Karlsruhe ist. Seitlich zwischen Säulen mit Adler- und Eulenkaptell die Figuren der Heiligen Gregor und Gebhard (die Investiturstreitheiligen), im Türsturz Maria und die Apostel, im Bogenfeld Christi Himmelfahrt in der Mandorla, in den Rundbogen Engel. Es sind blockhaft geschlossene Figuren, die Gewandfalten und die Kopfhaltung aber erregt. 80 Jahre später eine Imitation von Petershausen in der Engener Westportalanlage.

Das kirchliche Leben bis 1200

Der Hausmeier Karl Martell beauftragte 724 den Abt-Bischof Pirmin zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Alemannien. Pirmin selbst blieb nur drei Jahre auf der Insel. Der Konstanzer Bischof wollte nicht auf seine Diözesanrechte verzichten. Doch es kam zu einem Kompromiß: ein halbes Jahrhundert lang waren die Reichenauer Äbte auch Bischöfe von Konstanz (Arnefried und Sidonius, dann wieder in der Stauferzeit mit Diethelm von Krenkingen, siehe Abb.). 744 führte Abt Otmar in

St. Gallen die Benediktinerregel ein. Er vertrat gegen die fränkische Union Konstanz-Reichenau den alemannischen Reichsanspruch. St. Gallen blieb jahrhundertlang die große Gegnerin der Reichenau und des Bischofs von Konstanz. Gerade dies, daß Otmar vom fränkischen König abgesetzt und zuerst in Bodman in strenger Haft, dann auf der Insel Werd bei Stein a. Rhein gefangen gehalten wurde und in der Haft auch gestorben ist (754), stempelt ihn zum alemannischen Freiheitshelden gegen fränkische Usurpation in den Augen der Nachfolger. Im Kampf der beiden Reichsabteien gewann günstigenfalls in Unionsverhandlungen der Bischof von Konstanz.

Seit 810 gehörte das Bistum zum Metropolitanverband von Mainz, nachdem es von Besançon gelöst worden war. Daß beide Klöster führende Bildungszentren mit hervorragenden Äbten und gelehrten Mönchen gewesen sind, sei hier nur beiläufig erinnert. Sie stellten dar, was Fulda, Corvey und Hersfeld für den nördlichen Teil des Reiches gewesen sind, in Südwestdeutschland jedenfalls die einzigen von überragender Bedeutung. Ihre Bildungs- und politische Überlegenheit dauerte aber nicht länger als 150 Jahre, denn schon im Investiturstreit und bei den Lothringer Reformen übernahmen die später gegründeten

Dynastenkloster wie Petershausen und Allerheiligen die führende Rolle. Sicher ist, daß von den Klöstern und dem Bischofshof die bessere kirchliche Versorgung der Hegaupriester abhing, die sich dann im 12. Jahrhundert nach der Reform zu Archidiakonaten und Diakonaten zusammenschlossen.

Führend waren die zu Stiften mit 6 Chorherrn reformierten Zellen: 799 Niederzell, 890 Oberzell, die späteren Propsteien St. Pelagius, St. Adelbert und St. Johann, auf dem Festland die 830 gegründete Zelle des Bischofs Radolt von Verona.

In der Zeit Karls des Großen kamen die ersten Reliquien nach Schienen. Graf Schrot von Florenz brachte sie, und die Pirminabtei war bei der Gründung beteiligt. Der Bischofsdom hatte ringsum Pfarrkirchen in der Form von Chorherrnstiften: St. Stephan, St. Johann, St. Mauritius und St. Paul, deren Gründungsalter unbekannt ist. Der Welfe Konrad I. (934–975), der 1123 heiliggesprochen wurde, hat das St. Morizstift gegründet, das 1125 vor die Stadt verlegt wurde. Konrad, ein Gorzereformer erster Ordnung, stiftete auch das Spital von Konstanz, das 1125 vor die Stadt verlegt, sich zum Chorherrnstift Kreuzlingen entwickelte. Da sich die Reichenau und St. Gallen gegen die Reform sträubten und ihre Pfründen nicht verlieren wollten, gründete Konrads Nachfolger, der Bregenzer Grafensohn Bischof Gebhard II. (979–995), das Gegenkloster in Petershausen, das direkt dem Bischof unterstellt war und nicht dem König und dem vom König mit der Gleichstellung zum Bischof gewürdigten Abt von Reichenau (Alawich II.). Die Papstunterstellung kam dadurch zum Ausdruck, daß der Reichenauer Abt bei feierlichen Gottesdiensten in bischöflichem Gewande auftrat.

Im 11. Jahrhundert, als die Klosterreform verstärkt durch Cluny überall Fortschritte machte, wurde die Reichenau der Hort des konservativen Beharrens. Die Mönche des Konvents, lauter Hochadelige, bestanden auf ihren Herrenrechten. Das heißt, sie lebten von der Ausbeutung der von ihnen eingebrachten Pfründen und widersetzten sich der Forderung der Reformen nach Besitzlosigkeit und nach Reformierung des flachen Landes. Zwar mußte der Abt 1030 die Bischofsmandalen zurückgeben laut päpstlicher Bulle, der humilitas aber beugten sich die Mönche nicht. Es ist nicht von ungefähr, daß sowohl auf der Reichenau als auch in St. Gallen fast alle wissenschaftliche und musische Tätigkeit aufhörte, als der Streit des Kaisers mit dem Papst begann und die wirtschaftliche Lage der Abteien immer schlechter wurde. Das Gelehrtentum, die offene Aufnahme der antiken Dichtung und die Hochschätzung von Musik, Dialektik und weltlichen Künsten für hochadelige Klosterschüler wurden von den Reformern bekämpft und gegen diese Verweltlichung und Entfremdung wieder an die alten Benediktinerideale: Armut, conversio morum (Sinneswandel) und Missionierung des flachen Landes erinnert.

Drei Dekanate (Engen, Ramsen, Stockach) unterstanden dem Archidiakonat Ante nemus, vor dem Wald, d. h.

dem Schwarzwald. Anfangs wechselten die Namen des Landkapitels, wenn die versammelten Pfarrer eines Bezirkes einen der ihrigen zum Dekan wählten. Die Stadt Konstanz und die Reichenau bildeten innerhalb des Bistums Sonderbezirke und hatten eigene Kapitelwahlen.

An Stelle der alten Abteien beeinflussten dagegen den Gang der politischen Ereignisse die Reformklöster Petershausen, Allerheiligen, das zwischen 1049 und 1064 bei Schaffhausen von den Nellenburgern gegründet wurde, und St. Blasien

Als 1084 der Hirsauer Mönch Gebhard zum Konstanzer Bischof gewählt wurde (der dritte Gebhard) – er war der Bruder Herzog Bertholds II. von Zähringen –, hatten die Gregorianer im Bodenseeraum mit Ausnahme von St. Gallen auch die Reichenau für die päpstliche Partei gewonnen. Mindestens sind Konstanz mit Bernhold (1100) und die Reichenau mit Berthold, einem Schüler Hermanns des Lahmen (1088), zu den bedeutendsten literarischen Kämpfern für Reform und Papst geworden. Aus ihren Schriften erfahren wir, wie erregt auch die bäuerliche Bevölkerung gewesen ist, wie ganze Dörfer in Schwaben geschlossen die Reformforderungen eines Klosterlebens im Laienverband der „Bärtigen“ erfüllt haben. Im Zeitalter Bernhards von Clairvaux und der neuen Mönchsorden der Zisterzienser kam im Bodenseeraum Salem hoch. Bernhard selbst predigte das Kreuz auf einer Reise (1146) von Schaffhausen am Untersee entlang bis Konstanz. Wieder kamen die Massen in Bewegung. Der Hegauadel und einige Bürger von Konstanz zogen mit König Konrad III., dem Staufer, ins Heilige Land und nur wenige kehrten zurück.

Eine Glanzzeit brach mit Kaiser Friedrich Barbarossa am Bodensee dadurch an, daß der Staufer in dem Konstanzer Bischof Hermann von Arbon (1138–1165) einen treuen Parteigänger hatte, der das Bistum auch militärisch dem Kaiser zur Verfügung gestellt hat. Wieder war, wie zu den Zeiten der Ottonen, Konstanz (die Reichenau lag elend darnieder und spielte keine Rolle mehr) der strategische Ausgangsort für die Italienzüge. Die Belohnung blieb nicht aus: das berühmte Privileg des Kaisers von 1155 beschrieb den größten Diözesansprengel aller deutschen Bistümer. Die Macht des Bischofs über die Äbte war endgültig und reichsrechtlich gesichert.

Benützte Literatur:

Der Landkreis Konstanz, Band I, 1968 (die Abschnitte „Die geschichtlichen Grundlagen“, „Das kirchliche Leben“ und „Kunstgeschichte“).

Theodor Mayer, Das schwäbische Herzogtum und der Hohentwiel, 1957.

Hans Jänichen, Die Herren von Singen und Twiel und die Geschichte des Hohentwiel 1086 bis 1150, 1957.

H.-M. Decker-Hauff, Die Ottonen in Schwaben, 1955.

Karl Schmid, Burg Twiel als Herrensitz 12.–15. Jahrhundert, 1957.

Franz Beyerle, Das Burgkloster auf dem Hohen-Twiel, 1957.

Otto Fäger, Die Deutsch-Ordens Kommende Mainau, 1957.

Der Kapellenturm in Rottweil

Von Peter Anstett

Die Kapelle U. L. Frau in Rottweil ist ein Bau der Bürgerschaft. Nicht der Bischof von Konstanz hatte sie in Auftrag gegeben, sondern die Bürger selbst. Sie beanspruchten nun eine eigene Kirche, da doch der Bischof zwei Pfarrkirchen in der Stadt besaß: die alte Pelagiuskirche in der Altstadt, die Urkirche des Gebiets, und die im Ursprung spätromanische Heiligkreuzkirche.

Die Frauenkapelle, der nie die Rechte einer Pfarrkirche verliehen wurden, ist 1313 zuerst bezeugt¹. Das Gründungsjahr ist allerdings nicht bekannt. Die Kapelle muß ursprünglich ein schlichter Bau gewesen sein, der nach Vollendung des Turmes zweimal erneuert wurde: 1478 begann *Aberlin Jörg* einen neuen, größeren Chor. Seit 1727 erhielt das Schiff die geräumigere Form einer Halle nach Plänen von *Josef Guldemann*. Doch selbst in dieser heute noch bestehenden Form ist die Kirche im Verhältnis zum Turm überraschend klein.

Aller Ehrgeiz der Rottweiler zielte auf die Errichtung eines großen Turms. Er ist, wie alle Türme an Bürgerkirchen, Ergebnis und Zeugnis des in den Städten, insbesondere in den Reichsstädten, neu heranewachsenen Selbstbewußtseins seiner Einwohner. Vom 13. Jahrhundert an fühlen die Städter die Energien in sich, als Gruppe das zu vollbringen, was vorher nur die geistlichen oder weltlichen Herren zu leisten vermochten. Die Bürgerschaft setzt sich mit den Türmen ein Mal, von weither sichtbar, das Land und die Stadt überragend, stolze Denkmale schöpferischer Kraft, die in der Gemeinsamkeit der städtischen Gemeinschaft aufbricht und große Leistungen hervorzubringen vermag.

Bürgerkirchen bevorzugen die Einturm-, Bischofskirchen die Doppelturmfassade. Der Turm der Rottweiler Kapellenkirche ist damit Glied einer langen Traditionskette. Zumindest die oberdeutschen Beispiele haben eines gemeinsam: es sind Türme über dem Eingang. An der Grenze zwischen Profanität und sakraler Einkehr setzt die Bürgerschaft ihren Akzent, der Kirche und Stadt überragt und in der Auftürmung aller baulichen Massen eine Achse schafft. Der Turm wird so zum Mittelpunkt des Lebens in der städtischen Gemeinschaft, zum Tor und zum Gipfel der Stadt.

Für die Gestaltung eines Westturms im Sinne der

Gotik erweist sich der Turm des Freiburger Münsters als maßgebend. Dort hat das dreihundert Jahre alte Baumotiv kanonische Vollkommenheit und damit größte geschichtliche Wirksamkeit erlangt.

Der Freiburger Westturm ist zwischen 1258 und 1350 erbaut². Seine direkten Nachfahren entstanden in Esslingen, Ulm und Straßburg, seine indirekten in Köln, Basel und Burgos (Spanien). Die großen Türme der städtischen Kapellenkirchen in Reutlingen und Rottweil sind der Idee nach ohne Freiburg nicht denkbar.

Wie die meisten der großen Türme, so ist auch der Rottweiler Kapellenturm nicht aus einem Guß. Zwei große Baumeister haben ihn erbaut: Der bisher namenlose „*Rottweiler Meister*“, der das Werk im 14. Jahrhundert begann, und der Hofbaumeister des Grafen Eberhard von Württemberg, *Aberlin Jörg*, der den Turm laut Inschrift am oberen Umgang 1473 vollendete.

Der „*Rottweiler Meister*“ konnte den Turm im 14. Jahrhundert über dem Grundriß eines Quadrats, das zugleich Westjoch des Kirchenschiffs war³, bis zum dritten Geschoß hinauf hochführen, genauer gesagt: bis zur Kreuzblume auf den Giebelschrägen des westseitigen großen Blendfensters. – Mehr als ein Jahrhundert blieb der Turm ein Torso, der den auf der Ostseite des Turmes noch ablesbaren Dachfirst der dahinterliegenden kleinen Kapellenkirche nicht überragt hat. Dem Turm widerfährt das gleiche Schicksal wie vielen von den Städten getragenen Bauunternehmungen: Hochfliegende Bauideen und imponierende Pläne konnten nicht verwirklicht werden, da sie am Ende die Leistungsfähigkeit der Bürgerschaft überstiegen.

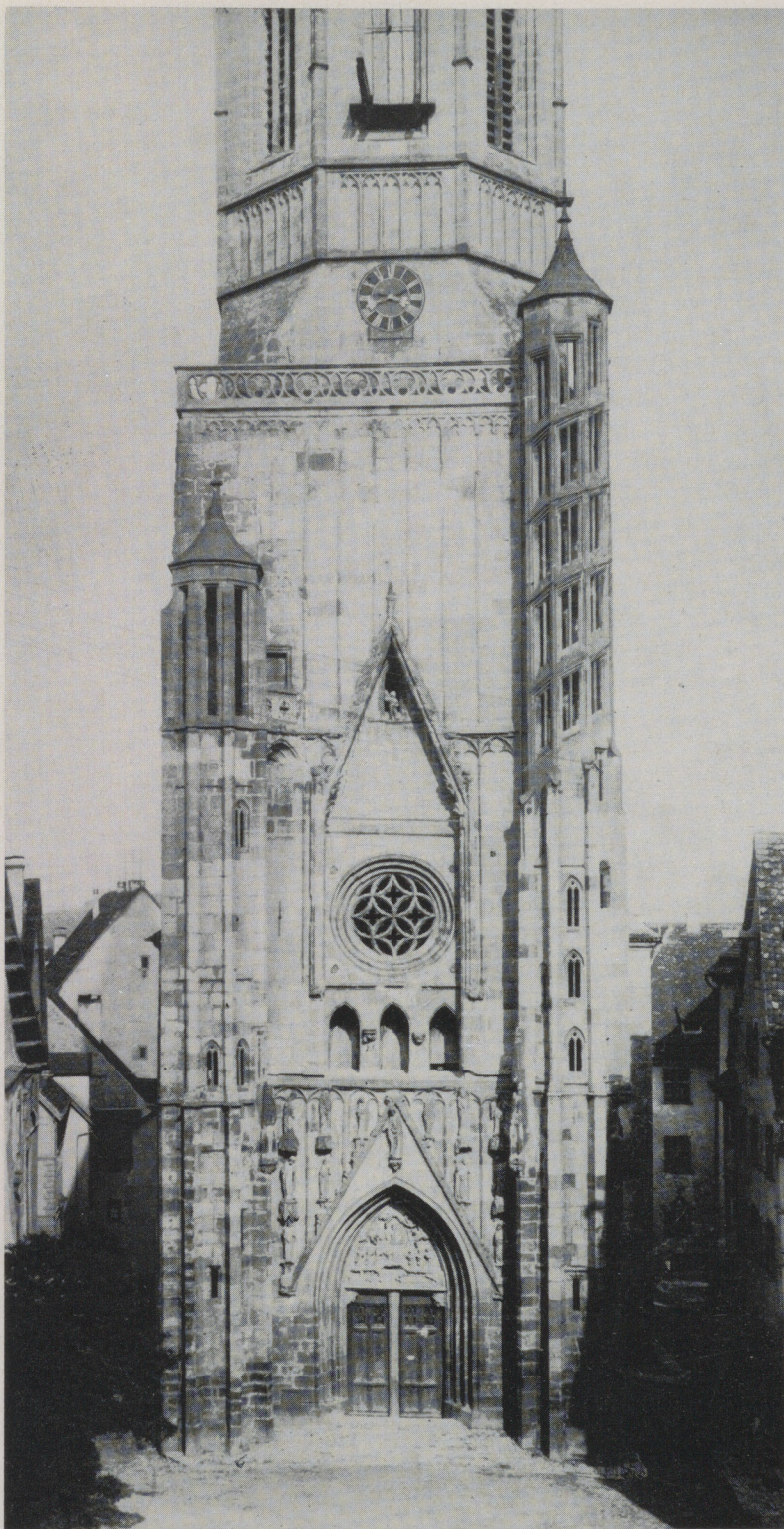
Der Turm des 14. Jahrhunderts konnte sich nicht zur stadtbeherrschenden Wirkung aufschwingen. Er kulminiert vielmehr in der bildnerischen Ausstattung seiner Architektur mit dem umfangreichsten Skulpturenzyklus der Monumentalplastik in Schwaben. Hier stellt sich Rottweil neben die reichsstädtische Kunst in Schwäbisch Gmünd (Chorportale der Heiligkreuzkirche), Ulm (Münster) und Esslingen a. N. (Frauenkirche).

Was heute noch am Bau vorhanden ist, ist nur ein letzter Glanz: Die Verkündigung an Maria und die Anbetung der Könige in zwei Streifen auf dem Tym-



Kapellenturm, Gesamtansicht von Westen

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg



Kapellenturm vor der Instandsetzung 1883–1914. Zustand der Giebelnische vor der Ausführung der Vergitterung 1907 Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

panon des Nordportals; im Südportal ein stark fragmentiertes Tympanon, dessen Reste im oberen Feld, zwei Engel, Ochs und Esel, auf die Darstellung der Geburt Christi schließen lassen, und im Westportal schließlich eine das ganze Bogenfeld füllende Darstellung des Jüngsten Gerichts.

Die Lünettenreliefs über den unteren Eingängen zu den beiden Treppentürmen an den Ecken der Westfront, 1928/30 durch ergänzte Kopien ersetzt, sind mehr diesseitigen Themen gewidmet: Die wegen ihrer menschlich gefühlvollen Züge vielgerühmte Eheschließung eines Ritters im behutsamen, liebevollen Zueinanderneigen eines knienden Paares, also wohl ein Hinweis auf eine der Funktionen der Kapelle als Beurkundungsstätte und, über dem Eingang zum Archiv der Stadt im Obergeschoß, zwei kniende Bürger, Räte der Reichsstadt, in der Deutung eines Buchtextes, wahrscheinlich der reichsstädtischen Verfassung. Diese profanen Themen über profanen Eingängen sind am Gotteshaus nur möglich und verständlich in ihrer inneren Beziehung auf das Jüngste Gericht, auf den über dem Haupteingang zur Kapelle thronenden Weltenrichter.

Die an zwei der drei freistehenden Turmseiten auf Konsolen gestellten Statuen wurden vor 40 Jahren in das Städtische Museum Lorenzkapelle gebracht, weil sie ganz zu verwittern drohten. An der Südseite befanden sich 14 Propheten mit vor sich entrollten Spruchbändern. Über dem Westportal waren Christus und die 12 Apostel aufgestellt. Doch nur die Muttergottes an der Südwestecke des südlichen Treppenturms befindet sich als Kopie am ursprünglichen Ort. Wolfgang Bech hat neuerdings überzeugende Gründe dafür angeführt, daß die Apostel und Christus erst im Zuge der Erweiterung des Schiffs zur barocken Halle 1727 an die Turmfassade verbracht worden sind⁴. Sie stammen wahrscheinlich aus dem Inneren der Kirche. Heute sind die meisten Konsolen leer oder abgeschlagen. Nur von zwei der also nachträglich außen aufgestellten Apostel und von der Christusfigur sind 1930 Kopien hergestellt worden.

Heute stellt sich das große „Blendfenster“ über dem Haupteingang als beherrschendes Motiv in das Zentrum des Erscheinungsbildes: die Vergitterung einer mit einem Giebel abgeschlossenen hohen Wandnische mit Maßwerk und Stabwerk. – Gerade diese Vergitterung Straßburger Prägung, die der Turmfassade ihr entscheidendes, unverwechselbares Gesicht gibt, ist nicht ursprünglich. Sie ist am Ende der postgotischen Phase einer historisierenden Epoche entworfen und entstanden als freie Reproduktion der Reutlinger Situation, ohne Anlehnung an Befunde,

die noch sichtbar waren, eine Zutat des Jahres 1907, also einer Zeit, die glaubte, die Gotik verbessern zu können.

Befundtreu kopiert sind die mit Krabben besetzten Giebelschrägen, die von einer großen Kreuzblume bekrönt werden. Einigermaßen richtig sind wohl auch die Fialen, die sich aus den Gewändeeckprofilen der Nische herausentwickeln. – Dort, wo heute die spitzbogige Hauptordnung des Maßwerks der Vergitterungsbahnen in die Giebelschrägen einschneidet, war ursprünglich in einem etwas gedrückten Halbkreis ein Bogen von einer Giebelschräge zur anderen geschlagen. Die Unterseite des Bogens war mit einem Kamm durchbrochener Nasen verziert. So waren das Rosenfenster (mit seinem 1575 erneuerten Maßwerk) und das kleine Spitzbogenfenster im Scheitel der Giebelnische unverstellt sichtbar. Die Nische, die heute im Stil der Hochgotik erscheint, zeigte ursprünglich also Formen, die deutlich in die Spätgotik der bürgerlichen Zeit hinüberführen.

Dem Rundbogen in der Giebelnische des zweiten Geschosses entsprach unten ein Segmentbogen über dem Westportal, der zwischen die Treppentürme eingespannt war. Dort sind seine Ansätze noch erkennbar. Dieser Bogen war der vorderseitige Abschluß einer überdeckten Portalvorhalle, die etwa den – freilich späteren – Vorhallen der Langhausportale des Ulmer Münsters entsprochen haben dürfte.

Die Abdeckung der Portalvorhalle saß in Höhe des ersten Gesimses und bildete über dem Haupteingang einen Balkon, der von der Giebelnische oberhalb zu betreten war.

Die Portalvorhalle, von der wir aus einer Beschreibung Kenntnis erhalten⁵, ist wahrscheinlich anläßlich des Umbaus von Langhaus und Chor zwischen 1727 und 1733, wie es heißt, „ohne Noth entfernt“ worden, vielleicht nur, um der Aufstellung des aus dem Innern der Kirche stammenden Apostelzyklus Platz zu geben, ein einschneidender Verlust ursprünglicher, stilistisch bedeutungsvoller Bausubstanz.

Da der Turm gemäß den Plänen des ersten Meisters zunächst unvollendet blieb, stellt sich die Frage nach der Art seines oberen Abschlusses. Baurisse, die wichtigsten Quellen für eine Rekonstruktion, sind leider nicht erhalten. Auch aus der scheinbar modellhaften Darstellung einer Kirche mit Westturm auf dem Westportaltympanon ergibt sich kein Hinweis. Dort ist zwar eine Kirche dargestellt, aber keine bestimmte Kirche. Da am Bau selbst keine Ansätze sichtbar sind, kann die Frage, in welcher Höhe der Turm vom Viereck des Grundrißquadrates in ein Achteck übergeführt wird und mit welchen architektonischen Mitteln das



Kapellenturm, Westportal von Südwesten

Aufnahme Foto Marburg

geschehen sollte, nicht beantwortet werden. Das von Ernst Adam⁶ in Analogie zur Marburger Elisabethkirche rekonstruierte vierseitige Schallarkadengeschoß des *Freiburger Turmunterbaumeisters* könnte für das vierte Geschoß des Kapellenturmes ebenso vorbildlich gewesen sein, wie der ausgeführte oktagonale Aufbau des zweiten *Freiburger Turmmeisters*. Für die erste Möglichkeit spricht der Westturm der Florentiuskirche in Niederhaslach/Elsaß, zu dem auch hinsichtlich der Treppentürme gewisse typologische Beziehungen bestehen. Andererseits kommt dem zwischen 1298 und 1350 entstandenen Oberbau des Turmes in Freiburg epochenmachende Bedeutung zu, so daß es verwunderlich wäre, wenn der „*Rottweiler Meister*“ sich mit dieser Lösung nicht auseinandergesetzt hätte.

Hier tritt die weitere entscheidende Frage zur ersten, wann der Rottweiler Kapellenturm erbaut worden ist.

Wolfgang Beeh hat 1959 den von der bisherigen Forschung (Eduard Paulus⁷, Georg Dehio⁸, Hans-Friedrich Secker⁹, Paul Hartmann¹⁰, Julius Baum¹¹, Otto Schmitt¹², Wilhelm Pinder¹³ und Albert Walzer¹⁴) vorgeschlagenen Datierungen der Architektur des Turmunterbaus oder seiner bildnerischen Ausstattung in das 2. Viertel des 14. Jahrhunderts oder um 1330/40 eine Spätdatierung in die Zeit zwischen 1356 und 1364 entgegengesetzt. Den damit angeschnittenen wissenschaftlichen Detailfragen sei hier nicht weiter nachgegangen. Entscheidend ist allerdings dabei die Frage, ob der „*Rottweiler Meister*“ ein Schüler der von Schwäbisch Gmünd ausgehenden *Parler* ist, jener großen Baumeisterfamilie, mit deren Namen die bedeutendsten Bauschöpfungen der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts zusammenhängen. – Gmünd ist die Wiege eines neuen Stils, der von Straßburg, Basel und Thann über Ulm und Augsburg bis Prag, Kolin, Kuttenberg und Agram die Straßburger Stilnachfolge ablöst.

Die Bildwerke der Frauenkapelle, Portalbogenreliefs und Statuen als „*parlerisch*“ im Sinne der unmittelbar nach 1351 entstandenen Gmünder Chorportale zu bezeichnen, heißt, den dort entscheidend und wegweisend herausgebildeten Parlerstil vollkommen zu verkennen. Im Vergleich zeigt sich dies auf den ersten Blick: das ganz neue Verhältnis der Gewänder zum Körper, die neue Körperlichkeit der Leiber ist in Rottweil nirgendwo zu erkennen. Dort wirkt noch Straßburg und seine Abkömmlinge in einer eigentümlichen, z. T. fast manierierten Übersteigerung des Stils der Straßburger Westportale. Die stilistisch gesehen nächsten Verwandten sind in Schwäbisch Gmünd, an den

Langhausportalen der Heiligkreuzkirche (um 1330), in Esslingen, am östlichen Südportal der Frauenkirche (um 1340), und in Augsburg, am Chornordportal des Domes (bez. 1343) zu finden. Keines dieser Beispiele zwingt zu einer Datierung nach der Jahrhundertmitte. Dagegen lassen sich die bisherigen Datierungen auf das Jahrzehnt zwischen 1340 und 1350 einengen. – Die Urkunden, insbesondere jene vom 13. Februar 1356¹⁵, stehen zu dieser Datierung nicht in Widerspruch. Wären die unteren Geschosse des Turmes und damit die Plastik zwischen 1356 und 1364 geschaffen worden – wie Beeh meint –, müßte der Stil der Chorportale von Gmünd, das Neuartige auch in Rottweil sichtbar werden¹⁶. Das ist nicht der Fall.

Auch die Steinmetzzeichen eines *Parlers*, der Winkelhaken¹⁷ am linken und rechten Konsolstein des Westportaltympanons, also an vielsagender Stelle, können diese Datierung nicht in Frage stellen, denn *Heinrich d. A.*, Ahnherr jener weitverzweigten Baumeisterfamilie, hat mit diesem Zeichen bereits um 1320 signiert. Er muß es gewesen sein, den man auf Grund der reichsstädtischen Beziehungen nicht nur nach Augsburg¹⁸ und Ulm gerufen hat, sondern auch nach Rottweil. *Heinrich Parler d. A.* hat auch dort einen wesentlichen Rat gegeben, hat vielleicht einen Riß geliefert, offenbar auch selbst Hand angelegt, und dann das Werk seinen aus der Straßburger Schule hervorgegangenen Parlieren überlassen. Wenn die Zeichen original sind, und darüber kann kein Zweifel bestehen, dann ist Rottweil ein weiteres Werk der sich an *Heinrich Parler* anschließenden *Parlerschule*.

Aberlin Jörg, der Stuttgarter Hofbaumeister, hat das unvollendete Werk 120 Jahre später auf seine Weise zu Ende gedacht. Er führt die Treppentürme weiter hoch, den nördlichen vom zweiten umlaufenden Gesims bis zur Mitte des dritten Geschosses, den südlichen bis zum Ansatz des Oktogons. Wie sich dort die Spindeltreppe im Innern in der spiraligen Anordnung der Fenster nun nach außen hin abzeichnet, ist für diesen Meister typisch. In Stuttgart hat er an der Stiftskirche ein mit seinem Meisterschild signiertes, eng vergleichbares Beispiel geliefert.

Aberlin Jörg schließt das dritte Geschoß und damit den Turmunterbau waagrecht ab und führt den Turm mit zwei oktagonalen Geschossen hoch hinauf. Das oberste Geschoß ist als Krone des Werks noch einmal gesteigert. Hier wird durch architektonische Zierglieder jegliche Wirkung der Wandflächen vermieden und verstellt.

Mit einer Höhe von insgesamt 70,27 m steht der Turm in keinem Verhältnis mehr zur dahinterliegenden Kapellenkirche, die nur 41 m lang ist. Er ist mit



Kapellenturm von Südosten

Aufnahme Foto Marburg

seinem Maß auf die Stadt bezogen, in deren Auftrag er entstanden ist, als sichtbares Zeichen eines städtischen, reichsstädtischen Bewußtseins, aus neuem Bürgertum erwachsen, Aufgipfelung der Stadt.

Ist der Freiburger Münsterturm der bedeutendste Kirchturm der Hochgotik, so ist der Kapellenturm einer der bedeutendsten Kirchtürme der Spätgotik in Deutschland.

Anmerkungen

¹ Urbar der Frauenkirche 1588, fol. 196 b. Rottweil, Stadtarchiv. – ² Zur Bedeutung des Freiburger Turmes vgl. besonders *Ernst Adam*, Der Turm des Freiburger Münsters. In: *Schau-ins-Land* 73. Freiburg i. Br. 1955, S. 18 ff. Dort ist weitere Forschungsliteratur angegeben. – ³ Die weite Arkade zwischen Turmhalle und Schiff wurde 1699 zugemauert. – ⁴ *Wolfgang Beeb*, Der Kapellenturm in Rottweil und seine Skulpturen aus dem 14. Jahrhundert. Phil. Diss. Bonn 1959, S. 49, 80 f., 93, 152. – *Derselbe*, Zu den Bildwerken des Rottweiler Kapellenturms. In: *Schwäb. Heimat* 1969, S. 102 ff. (mit Abbildungen). – ⁵ Beschreibung der Oberämter Württembergs, Bd. 56: Oberamt Rottweil. Stuttgart 1875, S. 186 ff. bes. S. 187. – ⁶ Siehe Anm. 2, S. 35, Abb. 6. – ⁷ Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Schwarzwaldkreis. Bearbeitet von Eduard Paulus. Stuttgart 1897, S. 239 ff. und 308 ff. – ⁸ *Georg Dehio*, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bd. 3, Süddeutschland. 1. Auflage Berlin 1908 und alle folgende Auflagen. – *Derselbe*,

Geschichte der deutschen Kunst, Text-Bd. 2. Leipzig und Berlin 1930, S. 55, 97 f. – ⁹ *Hans-Friedrich Secker*, Die frühen Bauformen der Gotik in Schwaben = Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 138. Straßburg 1911, S. 35 ff. – ¹⁰ *Paul Hartmann*, Die gotische Monumentalplastik in Schwaben, ihre Entwicklung bis zum Eindringen des neuen Stiles zu Beginn des 15. Jahrhunderts. München 1910, S. 5 ff. – ¹¹ *Julius Baum*, Gotische Bildwerke Schwabens. Augsburg 1921, S. 90 ff. – *Derselbe*, Die Bildwerke der Rottweiler Lorenzkapelle. Augsburg 1929, Nr. 9–35 und S. 19 ff. – ¹² *Otto Schmitt*, Straßburg und die Süddeutsche Monumentalplastik des 13. und 14. Jahrhunderts. In: *Staedeljahrbuch*, Bd. 2, 1922, S. 135 f. – *Derselbe*, „Der Rottweiler Stil“, Herkunft, Entwicklung und Ausbreitung einer schwäbischen Bildhauerschule des 14. Jahrhunderts. Vortrag, Rottweil 1941. – ¹³ *Wilhelm Pinder*, Die deutsche Plastik des 14. Jahrhunderts. München o. J. (1925), S. 28 ff. – ¹⁴ *Albert Walzer*, Das Bildprogramm an den mittelalterlichen Kirchenportalen Frankreichs und Deutschlands. In: *Festschrift für Wilhelm Pinder*. Leipzig 1938, S. 158 ff. – ¹⁵ *Beeb* a. a. O. (Anm. 4) S. 28 f. – ¹⁶ Wie etwa in Colmar, an der bildnerischen Ausstattung des 1356 begonnenen Chores der Martinskirche, vgl. dazu: *Peter Anstett*, Das Martinsmünster zu Colmar, Beitrag zur Geschichte des gotischen Kirchenbaus im Elsaß = Forschungen zur Geschichte der Kunst am Oberrhein, Bd. VIII. Berlin 1966, S. 75 f. – ¹⁷ Das Zeichen wird im Inventar (siehe Anm. 7) als „h“ bezeichnet. Daß es sich ohne Zweifel um den Winkelhaken der Parler handelt, kann ein Vergleich mit den Zeichen in Gmünd, Freiburg, Ulm, Prag zeigen. Den Winkel der Balken zueinander sind evident identisch. – ¹⁸ Zur Wölbung des Domwestchores und zur Erweiterung des dreischiffigen Langhauses zur Fünfschiffigkeit.

Das römische Rottweil

Von Dieter Planck

Die römische Vergangenheit von Rottweil (mit dem antiken Namen Arae Flaviae) beginnt unter Kaiser Vespasian (69–79 n. Chr.). Vespasian griff alte Pläne zur Eroberung des rechtsrheinischen Gebietes wieder auf und auf seinen Befehl hin wurde der Raum um den oberen Neckar in den Jahren 73/74 n. Chr. dem Römischen Imperium einverleibt¹. Der Zweck, dieses Gebiet zu besetzen, lag in der Verkürzung des Weges zwischen dem mittleren Rhein und der Provinz Rätien, dem Gebiet von Oberschwaben und dem heutigen westlichen Teil von Bayern. Auf Grund der Inschrift eines Meilensteines von Offenburg² wissen wir, daß in den Jahren um 74 n. Chr. unter dem Befehl des kaiserlichen Legaten Cnaeus Pinarius Cornelius Clemens eine Straße

vom Legionslager Argentorate (Straßburg) nach Rätien gebaut worden ist. Bei der Okkupation des Rottweiler Raumes spielte das Legionslager Vindonissa (Windisch bei Brugg) ebenfalls eine wichtige Rolle und war wohl Ausgangspunkt der eigentlichen militärischen Unternehmung. Rottweil, der Kreuzungspunkt zweier wichtiger Straßen, einerseits von Straßburg durch das Kinzigtal über Kastell Waldmössingen und andererseits von Windisch über Kastell Hüfingen wurde in den darauffolgenden Jahren ein wichtiger militärischer und ziviler Mittelpunkt³.

So ist es nicht verwunderlich, daß schon vor knapp zweihundert Jahren die Erforschung der römischen Altertümer von Rottweil ihren Anfang nahm, als nämlich das be-

rühmte Orpheusmosaik, das Schmuckstück des Rottweiler Heimatmuseums, durch den damaligen Rottweiler Hofgerichtsassessor und späteren Rottweiler Bürgermeister Johann Baptist Hofer entdeckt worden ist. Seit jenen Tagen wurde immer wieder durch Zufall oder durch planmäßige Grabungen die Geschichte von Arae Flaviae weiter ans Licht gebracht. Dabei sei nur an die Namen bekannter Forscher wie F. v. Alberti, Oskar Hölder, Peter Goessler, Robert Knorr, Gerhard Bersu und Oskar Paret erinnert⁴.

Bisher kennen wir von Rottweil im Gebiet des Nikolausfeldes auf der linken Neckarseite zwei römische Kastelle aus dem Ende des ersten Jahrhunderts. Außerdem zahlreiche villenartige Steinbauten rechts des Neckars im Gebiet von Rottweil-Altstadt⁵. Dort konnten außerdem drei gallo-römische Umgangstempel, ausgedehnte Töpfereien und sonstige Handwerksbetriebe festgestellt werden. Besonders erwähnenswert ist hierbei die Töpferei zweier uns mit Namen bekannter Töpfer: ATTO und VAT-TUS.

Einer Klärung der Bedeutung des römischen Rottweil einen Schritt näherzukommen, war auch das Ziel der Grabungen der Jahre 1967 bis 1969, die durch das Staatl. Amt für Denkmalpflege Tübingen durchgeführt wurden. Zunächst konnte anlässlich der Friedhoferweiterung bei der Ruhe-Christi-Kirche im Bereich des Nikolausfeldes eine ausgedehnte Badeanlage aus dem frühen zweiten Jahrhundert aufgedeckt werden. Auf Grund ihrer Ausmaße stellt sie die bisher größte bekannte Anlage auf württembergischem Boden dar. Ein besonders auffälliges Merkmal dieses Bades ist die Symmetrie ihres Grundrisses. Das Gebäude enthält drei Heizräume, ein großes Warmwasserbad (Caldarium), ein Heißluftbad (Tepidarium), ein Kaltwasserbad (Frigidarium), zwei Auskleideräume (Apodyterium), einen Schwitzraum (Sudatorium) sowie einen ebenfalls beheizten Raum unbekannter Benutzung. Mit der Aufdeckung dieser großen öffentlichen Badeanlage gelang es in Rottweil zum erstenmal, ein öffentliches Gebäude nachzuweisen.

In verständnisvoller Weise beschloß der Stadtrat von Rottweil auf Vorschlag des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Tübingen die Badeanlage zu konservieren und somit der Nachwelt zu erhalten.

Die zweite große Grabung wurde im Bereich von Rottweil-Altstadt durchgeführt. Hier konnte im Jahre 1968 durch die Planung eines Neubaugebietes in der Flur Hochmauren ein drittes römisches Lager nachgewiesen werden und in zwei großen Grabungskampagnen der Jahre 1968 und 1969 (die Grabung dauert noch an), soweit es die Zeit zuläßt, untersucht werden. Das in Holz-Erde-Bauweise errichtete Kastell wurde in der allerfrühesten Zeit des römischen Rottweil angelegt. Bisher sind acht große Mannschaftsbaracken, das Mittelgebäude



Henkel eines Bronzebeckens, dessen Attaschen mit Auerhähnen (?) verziert sind. Neufund Grabung Hochmauren 1969. Aufnahme Wellhäuser

(Principia) mit dem Fahnenheiligtum (Sacellum) sowie die Befestigungsanlage aus Graben und einer in Holz-Erde-Konstruktion errichteten Mauer mit Toren und Türmen nachgewiesen. Nachdem das Kastell aufgelassen worden ist, wurde das Gelände mit mindestens drei Steinbauten überbaut, von denen einer sicher ein kleines Badgebäude darstellt⁶.

Durch die Entdeckung des Kastells auf Hochmauren kennen wir nun drei römische Kastelle in Rottweil, die auf Grund der Kleinfunde und historischer Überlegungen alle dem ersten Jahrhundert angehören. Ihr zeitliches Verhältnis zueinander kann bisher noch nicht sicher beurteilt werden. Doch liegt die Vermutung nahe, daß es sich bei dem neuesten Kastell um die bisher älteste Anlage in Rottweil handelt.

Der kurze Überblick sei nicht beschlossen ohne dem Stadtrat der Stadt Rottweil sowie der Stadtverwaltung, voran Herrn Bürgermeister Dr. Regelmann sowie Herrn Baurat Brendle für die zahlreichen Unterstützungen und das stets große Interesse unserer Sache gegenüber, herzlich zu danken.

¹ Der Obergermanisch-Rätische Limes des Römerreiches (ORL) Abt. A, Strecke 11, 26 ff.; Die Römer in Württemberg Teil I, 34 ff. – ² CIL XIII, 9082. – ³ P. Goessler, Arae Flaviae, Führer durch die Altertumshalle der Stadt Rottweil, 1928 (mit Gesamtplan); W. Schleiermacher, Das große Lager und die Kastelle von Rottweil, ORL Abt. B, Nr. 62. – ⁴ Zur Forschungsgeschichte: P. Goessler, Zur Geschichte der Arae Flaviae = Deutung, in Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Rottweiler Geschichts- und Altertumsvereins 1931, 31 ff. – ⁵ W. Schleiermacher, Municipium Arae Flaviae, in Gymnasium Beih. 1, 59 ff. – ⁶ Eine ausführliche Bearbeitung der Grabungen ist durch den Verfasser in Vorbereitung.



Schleineseer See vom Südufer mit Blick auf den Weiler Schleineseer See Aufnahme Rixen

Schleineseer See — Idyll oder Rummelplatz?

Von Helmut Schönmamsgruber

Im Landkreis Tett nang auf Gemarkung Kressbronn liegt, nur wenige Kilometer vom Bodensee entfernt, der Schleineseer See mit dem Weiler gleichen Namens. Von Tett nang kommend kann man ihn am besten über die Bundesstraße 467 nach Kressbronn erreichen. Bei der Gießenbrücke biegt man nach Osten ab und fährt Argen aufwärts bis Apflau und dann durch die Moränenhügel über Unterwolfertsweiler bis Schleineseer See.

Der Schleineseer See entstand unter dem Einfluß des Rheintalgletschers, der auch die typische umgebende Landschaft formte, Moränenhügel (Drumlins), die nur 30–50 m über die Seen- und Moorflächen des Schleineseer und Degersees, des Schalkriedmooses, Längenmooses und des Schachriedes emporragen.

Schleineseer See und Degersee sind durch einen schmalen, nur etwa einen halben Kilometer breiten Moränenhügel getrennt¹. Nur etwa um fünf Meter überragt an der niedrigsten Stelle dieser Hügelzug den Degersee. Nach dem Rückzug des Gletschers hatten sich viele Seeflächen in der wellig ausgeformten Landschaft gebildet. Viele von ihnen sind durch Geschiebe von Bächen und Flüssen zugeschüttet oder auch durch Talvertiefung und damit „Auslaufen“ so verändert,

daß man heute kaum mehr ihre ursprüngliche Größe und Form erkennen kann².

In Oberschwaben wird sprachlich scharf unterschieden zwischen natürlichen und künstlichen Wasserflächen, also „Seen“ als natürlichen Bildungen und „Weihern“ als vom Menschen angelegten Wasserflächen. Nur selten kommt es vor, daß ein „Natursee“ als „Weiher“ bezeichnet wird, nämlich dann, wenn die ursprüngliche Seefläche durch Dammaufschüttung vergrößert wurde, z. B. beim Hecklerweiher zwischen Altshausen und Blitzenreute an der Bundesstraße 32.

Der Schleineseer See und der benachbarte Degersee werden von keinen oberirdischen Zuflüssen gespeist; der Degersee speist den Nonnenbach, aus dem Schleineseer See entspringt der Betznauer Bach, der im Argental in einer Flußschwinde im Kies der unteren Argenterasse versickert. Mit 32,8 ha ist der Degersee über doppelt so groß wie der Schleineseer, der 15,2 ha Fläche umfaßt. Beide haben ziemlich steile Ufer, die Wassertiefe beträgt etwa 13 m im Maximum am Schleineseer bei einer mittleren Tiefe von 7,2 Metern.

Wie überall im Gebiet der Jungmoräne sind alle Seen und größeren Weiher von Moorflächen umgeben, die

durch Verlandung einstiger Gewässer entstanden. Schilfbestände bilden den Übergang von der offenen Wasserfläche zum Moor. Eine gesetzmäßige Zonierung ist am Rande des Schleinsees erkennbar. Außen steht Röhricht, es folgt ein Binsengürtel gegen das Wasser zu, Schwimmblattzonen und Armleuchtergewächse bilden eine reizvolle Abwechslung auf und im See. Gegen Norden ist dieser Verlandungsgürtel sehr schmal, im Westen und Osten dagegen wesentlich breiter.

Reich ist der Bestand an Fischen. Hechte, Karpfen, Schleien und Weißfische werden schon in der Oberamtsbeschreibung Tettnang von 1915 erwähnt³, darin heißt es auch, daß im Schleinsee Hechte geschossen würden. Vermutlich ist die fischereiliche Nutzung am Schlein- und Degersee schon sehr alt. Peter Goeßler⁴ deutet die „Pfahlbauten“ auf der Südseite des Degersees als einen Fischereinutzbau aus der jüngeren Steinzeit. Der Ertrag des Schleinsees wird 1450 zu 5 Pfund Pfennig veranschlagt.

Die erste Erwähnung des Weilers Schleinsee tritt uns im 13. und 14. Jahrhundert mit den Vögten von Schleinsee entgegen⁵. Sie dürften wohl zu den Vögten von Summerau gehört haben. So findet sich z. B. 1297 ein Alberus advocatus de Slise und 1345 ein Äpli der Vogt von Sliese. 1422 verleiht das Kloster Langnau den „erbern Knechten“ Kunz Gebhard von Schleinsee und seinem Bruder einen Acker. Um 1450 liegen hier Weingärten, die den Grafen von Montfort gehören. Im gleichen Jahr zinst ein Gut zu Schleinsee in das Schloß zu Summerau, also an die Grafen von Montfort-Tettnang.

Wenn wir auf der Wanderkarte, Blatt 8322, Ravensburg, die Orte und kleineren Siedlungen betrachten, fällt die Fülle von Weilern auf, die in dieser Moränenhügelzone liegen. Heinrich Löffler⁶ hat in einer außerordentlich eingehenden Untersuchung die Entstehung solcher Weiler beschrieben. Angelehnt an eine der zahlreichen Erhebungen finden sich diese Siedlungen. Das ist deshalb nicht verwunderlich, weil die meisten Talflächen vermoort waren oder heute noch Moorflächen tragen und deshalb einen schlechten Baugrund abgaben. Quellaustritte am Fuß der Drumlins waren zudem lebenswichtig für die Höfe, die Waldschöpfe auf den Hügeln dienten als Lieferanten für Brenn- und Bauholz. Im ursprünglichen Wald herrschte⁷ das Laubholz vor, aber auch die Tanne war stark vertreten.

In der Umgebung des Schleinsees liegen an Weilerorten folgende Siedlungen: Hiltensweiler, 1100 erstmals erwähnt, wohl nach dem Personennamen Hiltin, der schon 824 auftritt, benannt; Wolfertsweiler, 845

und 1373 erwähnt (nach Wolverat, 837; Nitzenweiler, 1122 (von Nizo, 909); Riedensweiler, 1325 (von Ruodinc ab 784), um nur einige zu nennen⁸.

Die wichtigste Veränderung im Landschaftsbild nach Landnahme und Ausbau brachte im ganzen Bereich der östlichen Bodenseelandschaft und des Allgäus die im 16. Jahrhundert im Bereich der Abtei Kempten begonnene „Vereinödung“. Nach Robert Gradmann⁸ ist die Grundform der Feldflur die Einöde, also das ungeteilte, in sich geschlossene Bauerngut. Es handelte sich ursprünglich um einen agrartechnischen Begriff, der erst später mit der heute gebräuchlichen Bedeutung des Einzelhofes verbunden wurde. Öd oder Ed wurde in Niederösterreich ein freies Großbauerngut genannt im Gegensatz zum Pachtgut mit den Bezeichnungen Huem, Hube oder Hufe.

Noch im 18. Jahrhundert herrschte Flurzwang, zu gewissen Zeiten wurden bestimmte Flächen durch das Vieh der Gemeindegossen beweidet, der Grundbesitz war sehr zersplittert, und der Wunsch nach einer freien und alleinigen Benützung der Grundstücke durch die Besitzer war durchaus verständlich. Es mußte hierfür eine neue Verteilung der Güter, eine Arrondierung durchgeführt werden, heute würden wir von Flurbereinigung und Aussiedlung sprechen⁹.

Im Register des Schultheißenamtes zu Langnau findet sich eine Grundbeschreibung der Vereinödung zu Schleinsee 1778. Der Antrag ging von den Beteiligten aus, es folgte der herrschaftliche Konsens, ihre Güter, lehnbar oder eigen „zu vertauschen, zu verwechseln und jedem das Seinige an einander zu ziehen, daß solches fürohin als eine Einöde alleinig gebraucht werden könne“. 1778 wurde der Hofrat und Landamann König zur Wahrung des Regierungsinteresses als besonderer „hochgräflicher Kommissar“ bestellt. Besonders anschaulich schildert der Bericht des Pflegers des Klosters Kreuzlingen in Hirschlatt von 1792 an seinen Abt das Verfahren der Vereinödung:

„Das Wichtigste und Entscheidende ist, daß durch die Vereinödung alle Güter zu Ehäftinen gemacht werden; sie können also alle Jahre nach Belieben benützt werden, während sie seither je im dritten Jahre der Weide überlassen werden mußten; daraus folgt, daß man auch nach Belieben Futterkräuter anpflanzen und sodann die Stallfütterung einführen kann; das gibt mehr Milch und Schmalz und zieht auch eine bessere Düngung der Felder nach sich. Dann werden die Felder ergiebiger, geben mehr Stroh und mehr Frucht, es tritt eine dauernde Meliorierung ein. Ein weiterer großer Vorteil ist, daß man alle Felder auf einmal übersehen, Schaden, z. B. von



Im Wald südlich des Schleinsees
verfallener Kiosk und
parkender Wagen

Aufnahme Rixen

Obstdieben, viel leichter abwenden kann. Gräben, Raine, Anwanden werden besser genützt. Die vielen Streitigkeiten und Ungerechtigkeiten wegen Überfahrten, Übervorteilen mit Pflügen, wegen Schadens auf den Anwanden, hören auf. Endlich beweist die Erfahrung, daß man mehr und schöneres Vieh bekommt, selbst auf kleinen Gütern, auch wenn man im Zusammenhang mit der Vereinödung den Waldtrieb aufgibt und das Vieh im Stalle füttert.“

An letzteres knüpft der Pfleger dann auch an, um die Nachteile der Sache hervorzuheben: Der Waldtrieb gilt als unentbehrlich; namentlich könnten die Tagwerker, die nichts Eigenes haben, kein Stück Vieh mehr halten, wenn alle Äcker und Wiesen „eingeschlagen“ und auch der Trieb in die Wälder aufgehoben würde. Er begegnet dem dann aber selbst mit dem Hinweis auf den geringen Nutzen der Waldweide, die nach der Vereinödung von einem nach dem anderen preisgegeben würde, während man den Tagelöhnern je 1 bis 1½ Jauchert Weideboden, auf dem kein Holz zu erwarten ist, zur Urbarmachung überlassen könnte. Als zweiter Nachteil werden die großen Unkosten mit Ausmessung der Felder und Versetzung der Häuser erwähnt; ihm werden die schon geleisteten Vorarbeiten und die sonstigen günstigen Vorbedingungen gerade in Hirschlatt, auch die Hilfsbereitschaft der Bauern und des Pflegers selbst entgegengehalten.

Die Arbeiten zur „Vereinödung“ begannen mit der Wahl eines Geometers und zweier Schätzer. In Schleinsee waren dies der Vogt Schodt von Gießen und der Amtsgeschworene Kugel von Nissenhardt. Es folgte die genaue Vermessung aller Grundstücke,

soweit nicht zuverlässige Größenangaben in den Grundbüchern vorlagen. Dann wurde der Wert des Grundstücks ermittelt, wobei sofortige Einsprachen möglich waren, weil die Schätzung öffentlich erfolgte. Durch seine Unterschrift erklärte sich der Bauer mit der Wertfeststellung und Zuteilung einverstanden.

Zum Teil wurden Gehöfte auch in die freie Flur hinausgebaut. Damit erreichte man bessere Zufahrten und verringerte die Brandgefahr in den nun aufgelockerten alten Siedlungen. Bau- und Handfronen mußten von den Zurückbleibenden geleistet werden, die „Aussiedler“ wurden öfters von bisherigen Pflichten, wie Bahnen der Straße, Botenwerk und „Bettelfuhren“ befreit. Fruchtbare Bäume sollten noch 12 bis 15 Jahre dem alten Besitzer gehören, noch versetzbare innerhalb eines halben Jahres herausgenommen werden, unfruchtbare Bäume mußten binnen 4 Jahren ausgegraben werden, das Laub stand aber immer dem neuen Besitzer zu.

Interessant war noch die mancherorts bestehende Auflage zum Pflanzen lebender Zäune an der Grenze, je zur Hälfte von den neuen Besitzern durchzuführen. Fußwege und Straßen zu der Einöde und in dieser selbst hatte der Besitzer allein zu unterhalten.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts kam der montfortische Besitz nach dem Pariser Vertrag an Württemberg¹⁰. 1828 wurde Schleinsee von Tannau nach Hemigkofen umgemeindet. Der See gehörte bis 1830 teilweise zur Gemeinde Langnau, er wurde 1857 vom württ. Staat um 620 Gulden an Private verkauft. Der Weiler Schleinsee hatte 1515 2 Häuser, 1789 3 Häuser mit 3 Familien und 17 Einwohnern, 1910 wurden 4 Haushaltungen mit 24 Einwohnern gezählt,

Südufer des Schleinsees.
Eingezäunte Privatbadestrände.

Aufnahme Rixen



1961 wies der Weiler 22 Einwohner auf. Ein verträumter romantischer Winkel also, der sich am Schleinsee findet? Trifft die Schilderung von 1915 noch zu:

„In dem idyllisch gelegenen Weiler befindet sich eine Kapelle vom Jahr 1737 zu St. Marien mit Kaplanei, gestiftet von dem Pfarrer und Dekan Melchior Sauter von Wasserburg, gebürtig von Schleinsee, der sie am 28. Oktober 1737 selbst weihen durfte. Es gibt kaum einen Punkt, der so weltabgeschieden und still liegt, wie dieses Schleinsee. Im Vordergrund der ruhige See, umgrenzt von waldigen Hügeln; darüber recken die Berge des Hochgebirges ihre Häupter empor, nur wenige Bauerngehöfte stehen um die Kapelle, die im tiefen Frieden mit Dachreiterkuppeltürmchen bescheiden in den Rahmen der Natur sich einpaßt. Im Innern ist die Barockausstattung noch zumeist erhalten.“

Die Bewohner von Schleinsee und die Besucher des Sees, die den Naturgenuß und die Stille wünschen, können ein Lied davon singen, wie sich diese reizvolle Landschaft in den letzten Jahren gewandelt hat. Feuerstellen wurden angelegt, es wird wild gezeltet, Razzien von Landespolizei und Jugendamt sind nötig, um einigermaßen Ordnung zu schaffen. Im Wäldchen im Gewinn Schachhalde steht ein halbverfallener Kiosk, ein Aborthäuschen mit fast nie geleerter Grube verbreitet üble Düfte. Am Nordrand des Sees wird durch den starken Badebetrieb das Ufer gleich Viehtreppen herabgetreten, im Südwesten sind einzelne Flächen entschilft und eingezäunt, sie weisen „Privatstrände“ auf. Noch viel wäre zu berichten über starken Lärm bei Tag und Nacht, über Anpöbeln von

Spaziergängern, über das Zertrampeln wertvoller Pflanzenbestände.

Kann so etwas geduldet werden? Der Schleinsee ist bereits seit 10. 9. 1954 als Landschaftsschutzgebiet sichergestellt¹¹. In der kurzen Beschreibung heißt es: „... gehört zum Charakterbild der oberschwäbischen Landschaft und ist unbestritten einer der schönsten und bekanntesten Seen im Kreis Tettang. Hat auch hervorragendes wissenschaftliches Interesse, insbesondere botanisch und limnologisch.“

Wir meinen, die Allgemeinheit hat ein Recht darauf, daß hier Ordnung geschaffen wird. Das soll nicht heißen, daß nicht mehr gebadet werden darf, aber schutzwürdige Teile des Ufers müssen gesperrt werden. Nur so wird wieder aus einem Rummelplatz eine Stätte echter Erholungsmöglichkeiten.

Schrifttum:

¹ Robert Gradmann, Gewässer in OAB Tettang, 2. Bearbgt., W. Kohlhammer, Stuttgart, 1915, S. 75 ff.; Pflanzenwelt S. 113 ff. – ² Martin Schmidt, Geologische Verhältnisse, wie Fußnote 1, S. 47 ff. – ³ Kurt Lampert, Tierwelt, wie Fußnote 1, S. 134 ff. – ⁴ Peter Goessler, Altertümer, wie Fußnote 1, S. 147. – ⁵ Viktor Ernst, Ortsbeschreibungen, wie Fußnote 1, S. 771. – ⁶ Heinrich Löffler, Die Weilerorte in Oberschwaben, Veröff. der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 42. Band, W. Kohlhammer, Stuttgart 1968. – ⁷ Felix von Hornstein, Wald und Mensch, 2. Auflage, Ravensburg 1958. – ⁸ Robert Gradmann, Süddeutschland, Band I, 1956, S. 79. – ⁹ Viktor Ernst, Gemeinden, wie Fußnote 1, S. 335 ff. – ¹⁰ Ernst Müller, Kleine Geschichte Württembergs, Kohlhammer, Stuttgart, 1963, S. 169. – ¹¹ Verzeichnis der Naturschutz- und Landschaftsschutzgebiete des Landes Baden-Württemberg, Ludwigsburg, 1967.

Die Ikonen des Nikolai Schelechoff

Ansprache zur Eröffnung einer Ausstellung des Schwäbischen Heimatbundes
bei den Pfingsttagen 1969 in Ochsenhausen

Von Adolf Schabl

Wenn der Schwäbische Heimatbund im Rahmen seiner alljährlichen Ausstellungen zu den Pfingsttagen in Ochsenhausen diesmal die Arbeiten des bulgarischen Ikonenmalers Nikolai Schelechoff zeigt, so liegt der Anlaß dazu nahe: Nikolai Schelechoff wohnte bis vor kurzem in Ochsenhausen und wohnt jetzt in Biberach. Der eigentliche Grund für diese Ausstellung liegt freilich tiefer: Nikolai Schelechoff wohnt nicht nur bei uns, er arbeitet auch hier, und seine Arbeiten werden von der Öffentlichkeit, gerade des katholischen Oberschwaben, gut aufgenommen. Sie entsprechen offenbar einem religiösen Bedürfnis der Gegenwart. Zu den Voraussetzungen dieses Verständnisses mag gehören, daß viele Deutsche als Soldaten in Rußland mit der Welt der Ikonen bekannt wurden und sei es nur, daß ihnen, mitten in der Hölle ihres Daseins, im Anblick einer Ikone die Augen geöffnet wurden für deren hochheilige, über jedes Übel erhabene, unberührte Existenz. Auch hat wohl die neuere Kunst, die in der Erkenntnis der Romantik wurzelt, daß sich der Geist im Bilde seinen Leib selbst erschaffe, jenes Verständnis vorbereitet, wenn auch freilich unter diesem Geist nicht der objektive göttlicher und heiliger Personen, sondern der subjektive menschlicher Personen verstanden werden konnte. Im übrigen wird man sagen dürfen, daß manches oberschwäbische Gnadenbild unter dem Einfluß östlicher Bildvorstellungen und der Ikone steht und seine bildhafte Hoheit gerade diesem Einfluß verdankt. In einem Bürgerhaus von Ochsenhausen hängt das angebliche Original des Gnadenbildes von Bergatreute, das trotz frühbarocker Modellierung in seiner Flächigkeit und Frontalität, dazu manchen Einzelheiten – so der goldenen Zierbuchstaben des Gewandes – auf einen solchen Einfluß weist. Auch an die viel verehrte Muttergottes zur immerwährenden Hilfe darf in diesem Zusammenhang erinnert werden.

Nikolai Schelechoff ist seiner Herkunft nach Russe und wurde 1912 in Warschau geboren, besuchte dort das Gymnasium und anschließend die Geistliche Akademie zu Sofia in Bulgarien, um Theologie zu studieren. Seine bildnerische Begabung fiel einem Erzbischof auf – Nikolai Schelechoff war damals schon 26 Jahre alt –, er schickte ihn zu einem russischen Maler, der ihn beriet, und, nachdem ihn der altgläubige Belgrader Ikonenmaler Sofronow in die Geheimnisse der Technik und des Stils der Ikone eingeführt hatte, war er deren Welt verfallen. Im Kondakowinstitut studierte er dazu Ikonographie und Geschichte der kirchlichen Kunst. 1953–1961 lebte und arbeitete er im Rila-Kloster Sofia, 1961 eröffnete er in

Sofia ein eigenes Atelier; im Frauenkloster Pokrow gründete er eine Ikonenschule. Als Kirchenmaler fertigte er Ikonen und ganze Ikonostasen, malte auch Gotteshäuser mit Fresken aus. Auch verfaßte er ein in bulgarischer Sprache geschriebenes Werk über Technik und Stil der Ikonenmalerei. 1967 emigrierte er in die Bundesrepublik.

Zunächst gilt es einem Irrtum vorzubeugen. Mit den Maßstäben der künstlerischen Originalität des Westens dürfen seine Bilder nicht gemessen werden. Nicht um eine Selbstäußerung des Künstlers geht es darin, sondern um die Wiedergabe geheiligter Bildformeln und -typen, deren künstlerische Ausgestaltung dem Ikonenmaler allerdings genug Möglichkeiten für eine persönliche Einfühlung geben. Darum finden wir bei Nikolai Schelechoff Kopien alter Ikonen neben Variationen klassischer Ikonenmotive und schließlich auch eigene Kompositionen im Stile bestimmter Ikonenschulen, wobei er den Nowgoroder und den Moskauer Stil des 14.–16. Jahrhunderts bevorzugt (Andreij Rubljew, Dionisij).

Wichtig wird die Frage danach sein, für welchen Ort die Ikone bestimmt war und ist. Hier darf Konrad Onasch zitiert werden: „Der eigentliche Ort der Ikone ist die Bilderwand (Ikonostase), die den Altarraum vom Raum des Kirchenvolkes trennt.“ Und weiter: „Der Raum hinter der Bilderwand symbolisiert den himmlischen Bereich, der von den Ikonen als die unsichtbare Kirche abbildhaft vergegenwärtigt wird.“ Hieraus wird nicht nur der Kultcharakter der Ikone deutlich und ihre Bindung an Dogma und Gottesdienst der orthodoxen Kirche, sondern auch die Tatsache, daß sie als Teil der Bilderwand – und dies bedeutet auch in ihrer Flächigkeit – Spiegel ist der himmlischen Sphäre. Diese repräsentiert sich in ihr oder umgekehrt, der Betrachter wird mit ihr konfrontiert. Dabei kommt es gar nicht auf eine Subjekt-Objekt-Beziehung an, sondern der Sinn der Ikone erfüllt sich in jener beziehungslosen Repräsentation und Konfrontation. Für unsere Welt, für den Raum und die in diesem begriffene Zeit, für raumzeitliches Geschehen ist da kein Platz. So ist die Flächigkeit der Ikone Symbol ihres Ewigkeitscharakters. Damit hängt auch ihre Linearität zusammen und der darin sich bezeugende Geist der Abstraktion. An alten Ikonen kann man sogar das Gesetz der umgekehrten Perspektive feststellen. Auch wir kennen die Bedeutungsperspektive, welche den für die Darstellung wichtigen Figuren einen größeren Maßstab gibt. Die umgekehrte Perspektive jedoch bildet die hintergründigen Figuren größer als die vordergründigen. Das Bild wird



„Stillende Mutter“, Variation einer russischen Ikone des 17. Jahrhunderts, Moskauer Schule.

von hinten nach vorn gesehen. Weiter kann das Auslösen des Betrachterstandpunktes nicht gehen. Hier ahnt man etwas davon, daß die Ikone einem unbedingten Freiheitsbedürfnis entsprungen ist, wie es überhaupt nur stark leibversklavte, triebgebundene Menschen empfinden können, die sich selbst nur zu erleiden vermögen (man denke an die Welten Dostojewskijs, Maxim Gorkis). Das eigene Ich soll in Gottes Selbst münden, das ist die Mystik der Ikone.

Man wird das freilich nur ferne Nachwirken der Vorstellung von der umgekehrten Proportion bei mancher der Schelechoffschen Ikonen feststellen können, ebenso die Äußerung des Gesetzes von der „konstanten Proportion“. Dabei bestimmt das Proportionsgesetz nicht der organische Körper, sondern der sog. „modulus“, d. h. ein einem Glied des Körpers – so der Nase – entnommenes Kleinstmaß. So wird die Figur die Verkörperung einer mathematischen Ordnung. Auch hierüber ist bei Konrad Onasch Weiterführendes zu lesen.

Wenn von den Farben zum Schluß gesprochen wird, so nicht deshalb, weil sie in der Ikone zu kurz kämen. Im Gegenteil. Sie sind das eigentlich Wesenhafte der Ikone. Aber schon muß eine gewisse Einschränkung stattfinden: Ist denn Gold eine Farbe? Es ist ein Edelmetall, das als Blattgold oder in pulverisierter Form aufgetragen wird. Diese Goldgründe, die sich in die Muster der Gewänder ziehen und so die Gestalten für das Gold förmlich transparent machen, diese Goldgründe werden nicht als Naturfarbe erfahren, sondern als Glanz eines jenseitigen Raumes von großer Herrlichkeit, der die ganze Darstellung durchstrahlt.

Das irdische Naturlicht wirkt in den Ikonen auch von Nikolai Schelechoff kaum mit. Es gibt da keine oder nur geringe Schatten. Das Licht ist im Bilde. Die Erscheinungen des Bildes werden nicht beleuchtet, sie leuchten. Gewiß, es kommt hier und dort das hinzu, was Rubljew (gest. 1425) in die Ikone brachte, das sog. Luftlicht, ein weicher atmosphärischer Schimmer; gerade Schelechoff ist



„Hl. Dreifaltigkeit“ (die Engel, die Abraham bewirtete, als Symbol der Hl. Dreifaltigkeit), altbyzantinische Komposition.

ein Meister dieses, durch Lasurfarben hervorgerufenen, himmlisch-irdischen Glanzes. Aber dieses irdische Naturlicht, das hereinspielt, hat keine bildfunktionelle Bedeutung.

Wenn wir nach den Ursachen für jenes Bildlicht fragen, so werden wir zuletzt auf die Bildtechnik gelenkt. Die Holzplatte wird durch eine Leimschicht mit einer Leinwand verbunden, die wiederum eine alabasterartige Kreide-Grundierung erhält. Diese Grundierung ist das eigentlich tragende Element jenes im Bilde enthaltenen inneren Lichtes. Hinzu kommt der gerade von Nikolai Schelechoff gepflegte Farbcharakter lichter Transparenz. Ölfarbe wäre hierzu nicht das geeignete Mittel. Vielmehr verreibt unser Maler die Farben zu Pulver und setzt ihnen eine Eigelb-Emulsion zu. Dann verfährt er so: Eine bestimmte Fläche wird zunächst mit der Grundfarbe bemalt – sagen wir blau –, dann werden Umriss und Schatten – mit einem dunkleren Blau – hineingemalt, es folgen die helleren Stellen in drei Stufen eines lichter

Blau. Ähnlich verfährt er mit der Fleischfarbe der Gesichter, Hände und Füße; vor allem den Gesichtern weiß er auf diese Weise einen zarten Schmelz von großer Innigkeit zu geben, die das Inkarnat wie lichtdurchschienen wirken läßt. Lasurfarben tun hier die letzte Wirkung. So verbinden sich im Farbigen Transparenz und Transzendenz.

Solches Malen führt vom Glauben ins Schauen. Vielleicht ist eben dies der tiefste Grund für die gute Aufnahme der Arbeiten Schelechoffs. Wir stoßen heute in den Weltraum vor, diese Bilder haben keinen Raum. Wir werden von der Zeit fortgerissen, diese Bilder sind ohne Zeit, in ihnen wohnt Stille. Wir erleben es heute, wie das Bild vom Menschen Mächten anheimfällt, die es auflösen, seine Persönlichkeit zerstören oder mit deren Teilfunktionen identifizieren, wobei sich Form und Geist trennen; die hier hängenden Ikonen aber sind erfüllt vom Abglanz der Gottesebenenbildlichkeit.

Most und Mosten

Von Karl Häfner

Weniger Laudatio als Nekrolog. Die hohe Zeit des Mostes ist vorbei, auch bei den Schwaben. Er war ja hier von weit größerer Bedeutung als etwa der Äpfel-wei' für Frankfurt oder der Cidre für Nordfrankreich. Der Most gehörte bei uns als ganz selbstverständlich zu jedem Vesper, ja vielfach fast zu jeder Mahlzeit. Aber aus dem so ungestümen Moststrom ist heute ein seichtes Bächlein geworden, das oft fast am Versiegen ist.

Eigentlich sollte man Mooscht schreiben, nur so ist er ganz richtig für den Duurscht, gilt er doch in besonderem Maße als Durstlöcher.

Für Nichtschwaben sei gleich festgestellt, daß Most bei uns der aus Äpfeln und Birnen gewonnene Saft plus mehr oder weniger (meistens mehr!) Wasser ist. Wenn sonst der frisch gepreßte Saft der Trauben so heißt – hoffentlich ohne Wasser! – so ist das bei uns eben Neuer, so gut wie dem Wiener sein Heuriger. Allerdings spricht man auch bei uns in der landwirtschaftlichen Fachsprache schon von Weinmosten, die soundsoviel Grad Öchsle aufweisen.

Die Geschichte unseres Mostes zeigt wie alles in der Wirtschaft Konjunktur und Rezession, zeigt natürliche Entwicklung der Moden und Eingriffe durch Verordnungen. Sie ist noch gar nicht so alt, wie man vielleicht meinen möchte. Volksgetränk war einst bei uns viel eher der Wein, und Äpfel und besonders Birnen brauchte man gedörrt zu „Schnitz und Hutzeln“ als Wintervorrat. Birnensaft wurde auch zu Gesälz eingekocht, zu einer sirupartigen Masse, die in der Küche allerlei Verwendung fand. Die Herstellung von Obstmost wurde durch Verbote eingeschränkt oder ganz untersagt, da er dem Wein Abbruch tue oder gar benützt werde, ihn zu verfälschen. Weil man für das Obst keine ausgedehnte Verwendung hatte, gab es auch wenig Obstbäume. Das Pflanzen von Apfel- und Birnenbäumen in geschlossenen Beständen auf Äckern und Wiesen ist meist kaum 200 Jahre alt. Jetzt wurde auch das Impten (zu imputare, einsetzen) und Pelzen allgemeiner, und man legte Wert auf gute Sorten. Aber immer noch waren Eßsorten weniger wichtig als Mostsorten. Vorher gab es fast bloß Holzäpfel und -birnen, sowie „Kernäpfel“, die wohl aus veredelten Früchten erwachsen, aber doch bloß eine Art besserer Holzäpfel waren. Ehe zusammenhängende Pflanzungen von Obstbäu-

men angelegt wurden, war man auf die auf Egarten, in Hecken, an Waldrändern usw. wachsenden Bäume angewiesen. Wie wichtig diese waren, ersieht man daraus, daß es in manchen Orten besondere Biren-gerichte gab, mit einem Birenschultheiß an der Spitze, die über Weidebenützung u. ä., auch über das Einsammeln der Holzbirnen zu befinden hatten.

Daß man Birengerichte, nicht etwa Obstgerichte bildete, zeigt, daß die wilde Birne viel wichtiger war als der wilde Apfel, sowohl für Schnitz und Hutzeln, als lange auch für den Most. Dieser war früher weit mehr Birnen- als Apfelmost; er galt für feiner und kräftiger, hatte aber den Nachteil, daß er oft „schwer“ und zäh wurde. Der Vorliebe für Birnenmost dienten die vielen Bäume mit allerlei Mostbirnen. Sie standen und stehen z. T. heute noch in ganzen Beständen auf Baumwiesen und -äckern, besonders aber an den Straßen und Wegen, die oft Alleen von Birnbäumen waren. Heute sind sie weithin beseitigt, ihre Birnen sind verachtet. In Jahren, in denen sie reichlich tragen, ist der ganze Boden unter ihnen, vor allem auch die Wege, dicht mit Birnen bedeckt, und niemand kümmert sich um sie. Zu Most braucht man sie nicht mehr; allenfalls verwendet man sie „teig“ zum Brennen von Obstschnaps.

Das war im letzten Jahrhundert noch anders. Die Arbeit mit Obst und Most vor der Jahrhundertwende war sehr verschieden in guten und schlechten Obstjahren. Es gab selten ganz gute, die sich dann dem Gedächtnis einprägten. Wohl hatte man viele Bäume, aber sie trugen nicht jedes Jahr. Viele waren faul, aber man ließ sie eben stehen. Um die Pflege der Bäume kümmerte man sich überhaupt nur wenig; man überließ sie sich selber, wie es früher bei den Bäumen der Allmande selbstverständlich gewesen war.

Ob es nun gute oder schlechte Obstjahre waren, die Arbeit begann nicht erst mit der Ernte. Sobald reife (meist „wurmige“) Früchte abfielen, mit oder ohne Mithilfe von Wind und Sturm, begann das Auflesen, das meist Sache der Kinder war, die das Aufgelesene in Säcklein heimtrugen. War daheim eine größere Menge zusammengekommen, wurde ein erstes Mal gemostet. Dieser Most war nicht haltbar und wurde noch süß oder halbsüß weggetrunken. Wenn es viel Obst gab, wurde so u. U. mehrmals ge-

mostet, ehe das große Mosten nach der Haupternte kam.

Bei der Obsternte war die Hauptarbeit das Schütteln und Auflesen. Gebrochen wurde wenig, eigentliche Tafelsorten gab es ja fast nicht. Beinahe alles wurde geschüttelt, mit großen Haken („Birehoke“) von unten oder auch auf dem Baum droben an jedem Ast. In besonders guten Obstjahren trugen die mächtigen Birnbäume viele Zentner, und man konnte von einem einzigen Baum einen ganzen Wagen mit vollen Säcken heimführen. (Wie wichtig das Birnenschütteln für die Kinder war, zeigt der Kindervers: Jockele soll ge Bireschüttle', Bire' wöllet net falle').

Für das Mosten selber gab es im Dorf noch bis 1890 eine alte Mosttrotte. Obwohl das Mostobst nicht getreten wurde wie die Trauben, benützte man doch auch die alte Bezeichnung. Das Hauptstück dieser Trotte war ein großer Steintrog, etwa viertelkreisförmig. In ihm stand ein schwerer runder Mahlstein, senkrecht. Durch seine durchbohrte Mitte ging eine starke Stange, die im Mittelpunkt des Kreisbogens gelenkig befestigt war. Mit ihrer Hilfe konnte der Mahlstein im Trog hin- und hergerollt werden. Am freien Ende der Stange gingen dann eine oder zwei Personen ständig am Trog entlang, hin und her, her und hin. Das in den Trog geschüttete Obst wurde weniger zerrissen als bloß zerquetscht. Es mußte mit Schaufeln immer wieder so gerichtet werden, daß es von dem Mahlstein erfaßt wurde. Neben dieser alten Trotte gab es auch schon fahrbare Obstmühlen (Raspeln) und Pressen, die in die einzelnen Höfe geholt wurden.

Das gemahlene Obstgut kam dann in die Presse, kleinere Mengen sofort, größere wurden eingeweicht, man ließ sie „aufnehmen“. Das Gemahlene kam in große Standen (ähnlich wie die Trauben); aber nun kam der Wasserzusatz. Für diesen gab es keine andere Norm als die, daß man die Fässer voll bekommen wollte. Man konnte aus 6–7 Ztr., oder wenn das Obst knapp war, auch bloß aus 3–4 Ztr. einen Eimer Most herstellen. Das Wasser hatte auszugleichen. Damals mußte man das Wasser noch in Holzkübeln am Brunnen holen, und für jeden Kübel voll, den man einschüttete, machte man einen Strich mit Kreide. Da gab es oft sehr lange Leitern von Strichen. Nach ein paar Tagen wurde unten abgelassen. Die ersten Kübel voll, die man herausließ, waren am besten. Oft wurde ein Teil dieses „Vorlasses“ gesondert in ein Fäßlein gefüllt und bildete dann den besseren „Sonntagsmost“. Das gemahlene Obst, das noch in der Stande blieb, kam dann in die Presse. Der hier gewonnene Most, der „Druck“, war weniger gut als der

abgelassene; man hielt aber im allgemeinen darauf, daß beides in die Fässer gleichmäßig verteilt werde.

Die verschiedenen Obstsorten ergaben natürlich Most von verschiedener Güte. Birnen- und Apfelm most unterschieden sich meist schon äußerlich; jener hatte oft einen Stich ins Grüne oder Graue, dieser sollte gelb sein. Ein „extra“ guter Most war der aus Bratbirnen, bei den Äpfeln waren die Luiken beliebt. Ein Bratbirnenmost wurde einst als „Degerlocher Champagner“ hoch gepriesen. Als besonders bekömmlich und gut haltbar galt Most, zu dem Äpfel und Birnen gemischt verwendet wurden. Süßäpfel und weiche, leicht „teig“ werdende Birnen waren zum Mosten nicht geschätzt. Vielfach galt die Gleichung: Je rauher die Birne und je saurer der Apfel, desto besser der Most.

In Jahren, in denen es im Heckengäu viel Schlehen gab, sammelten Kinder ganze Körbe voll, die mitgemostet wurden und dem Most eine würzige Säure und oft fast eine Schillerfarbe gaben. Der Schlehenzusatz bekam namentlich dem oft etwas stumpfen Birnenmost gut. Auch Beeren des schwarzen Holunders, der in fast allen Gärten und in Hecken wuchs, wurden so verwendet und gaben dem Most auch einen Stich ins Rötliche, allerdings oft auch einen leichten Holdergeschmack.

Nun gab es aber mehr schlechte als gute Obstjahre. Und in den schlechten wollte und konnte der Schwabe auf seinen Most auch nicht verzichten. Da mußten dann andere Gegenden aushelfen, vor allem die Schweiz, sodann Österreich und Frankreich. Auf dem Stuttgarter Nordbahnhof entstand der größte Mostobstmarkt der Welt. Von diesem aus verteilten Händler das Obst auf das ganze Land; auf allen Bahnhöfen entstanden kleine Mostobstmärkte, wenn Händler einen oder mehrere Waggons dort zum Verkauf anboten. Auch Besitzer vieler Obstbäume holten ihr Mostobst dann auf dem Bahnhof. Dieses, leider vielfach Süßäpfel, war durch den Transport unansehnlich geworden, war voller „Macken und Masen“, und mußte oft verlesen werden. Mit dem Auslesen nahm man es meist nicht sehr genau, da man die beschädigten Äpfel ja auch teuer bezahlt hatte. Daß man in solchen Jahren, in denen man teures ausländisches Obst mostete, am Wasser nicht sparte, war selbstverständlich.

Es bildete sich nun aber auch noch eine andere Möglichkeit heraus, außer durch ausländisches Obst zu Most zu kommen: es kam die Zeit des „Kunstmestes“. So hieß sowohl der aus getrockneten Weinbeeren gewonnene, als auch der durch die chemische Industrie bereitgestellte. Gelbe und schwarze Wein-

beeren wurden mit viel Wasser eingeweicht, und dann preßte man daraus den berühmten oder berühmten Zibebenmost. Die schwarzen Zibeben hießen Korinthen, die gelben Sultaninen. Vorher kannte man im Dorf bloß Rosinen, die man etwa in den Hefenkranz verwendete. Zweifel gab es darüber, ob man die in schmierigen Säcken zusammengeklumpten Zibeben waschen sollte oder nicht, wo durch das Waschen viele Süßigkeit verloren gehe, die doch so teuer bezahlt sei. Man entschied sich wohl meist dafür, lieber nicht zu waschen; und das war weiter nicht allzu schlimm, da durch die Gärung ja ungute Keime unschädlich gemacht werden und Schmutz sich zur Hefe auf den Boden absetzt. Vielleicht wurde beim Zibebenmosten nicht immer im richtigen Verhältnis Wasser zugesetzt; jedenfalls erzeugte er oft Verdruß, und nicht umsonst erhielt er Namen wie Zibebenrauscher, Zibebenraßler, Karussellmost.

Die Mode des Zibebenmostes verklang rasch, vielleicht nicht bloß wegen des Weingesetzes. Der Zibebenmost wurde abgelöst vom eigentlichen Kunstmost. Die chemische Industrie bot Mostansatz, Mostsubstanzen, in Flaschen und Kartons (daher der Spottname Schachtelmost), die mit viel Wasser und Zuckerzusatz eine vergärbare Flüssigkeit ergaben, aus der Most wurde. Große Zuckerhüte im blauen Zuckerhutpapier und ganze Kistchen voll Traubenzucker wurden dazu gebraucht. Naßzuckern war hier erlaubt. Ob der Most bekömmlich war oder nicht, ob er überhaupt als Most anzusprechen war, kann ich nicht mehr sagen. Jedenfalls hatte man an der Mode des künstlichen Schachtelmostes rasch genug, und man kehrte wieder zum alten Obstmost zurück, und bald verstand man sich dazu, lieber weniger Most zu machen, wenn schon kein Obst oder bloß zu teures zur Verfügung stand.

Nun braucht man zum Most auch Fässer. In jedem bäuerlichen Keller, aber auch in den meisten städtischen, lagen mehrere Mostfässer, größere und kleinere, deren Inhalt nach Eimer und Imi angegeben war. Auf seine Fässer (seine „Faß“) war jeder stolz, und sie wurden meist auch gut gepflegt. Sie hatten neben den Haufen von Kartoffeln und Rüben, neben der Krautstande fast Ehrenplätze im Keller, über ihnen war vielleicht noch die „Brothange“.

„Faß- und Bandgeschirr“ spielten besonders im bäuerlichen Inventar eine große Rolle. Deshalb war in den Dörfern auch das Handwerk des Küfers sehr wichtig. In unserem Dorf, das keine Weinberge, aber viele Obstgüter hatte, gab es drei Küfer, die in guten Obstjahren, wie etwa 1893, im Sommer und Herbst fast Tag und Nacht zu arbeiten hatten; heute hat (und

braucht!) das Dorf keinen Küfer mehr, obwohl es jetzt dreimal so groß ist.

Wenn man aus einem Faß längere Zeit Most geholt hatte und dieses zur Neige ging, wurde der Most kamig („konig“). Jetzt mußte man das Faß „halden“ oder „gägen“, d. h. es in eine schiefe Lage bringen, indem man es hinten höher legte, so daß der Most vollends ausfließen konnte. Es durfte aber bloß so stark gehäldet werden, daß die Hefe nicht aufgerührt wurde, sondern im Bauch des Fasses zurückbleiben mußte. Bald wurde es dann aber Zeit, ein anderes Faß anzustechen.

Zum Most gehören auch die grauen, blaubemalten Steingutkrüge, die in mehreren Größen, ein- bis sechs- und mehrschöppig, in jedem Haus bereit standen. Für das Vesper auf dem Feld hatte man den mit einem Kork verschließbaren Sutterkrug, z. T. auch noch die Zinnflasche mit Schraubdeckel.

Das Vesper auf dem Feld war damals, wo Handarbeit die ganze Familie mit ihren Helfern oft mehrere Tage beim Hacken oder Schneiden auf einem Acker beschäftigte, fast selbstverständlich. Es hatte, unter einem einzelnen Baum, an einer Hecke, an einem Ackerrain, seinen besonderen Reiz, der in einem bekannten Bild des Malers Schütz festgehalten ist. Hier war der Most unentbehrlich, er war das Hauptstück des Vespers, und man bedauerte die Leute anderer Gegenden, wenn man von ihnen erzählte, daß sie Kaffee aufs Feld nehmen.

Auch Arbeiter auf Bauplätzen, in Werkstätten und z. T. auch in Fabriken brachten in einem Sutterkrug oder in einer Flasche ihren Most mit; jetzt ist er durch Bier, oder auch durch Sprudel, längst abgelöst. Der alte Most wurde aber nicht nur durch Bier, Sprudel, Limonade bedrängt und verdrängt; auch ein junger Bruder fing an, ihn zu ersetzen, der Süßmost, wie der unvergorene Obstsaft hier zuerst genannt wurde. Heute heißt er auch bei uns Apfelsaft und wird, industriell hergestellt und wohl etikettiert, in Flaschen verkauft. Nicht einmal der Name Most ist ihm geblieben.

Da der Most für das Volksleben im Schwabenland eine so wichtige Rolle spielt, mußte sich das auch in der Volkssprache auswirken. Ein sturer Dickkopf heißt Mostkopf, eine zweit- oder drittklassige Wirtschaft Mostkasino. Mehrere Redensarten beruhen auch auf dem Most. Wissen, wo Barthel den Most holt (wissen, wie die Sache läuft – wird ja auch ohne Bezug auf Most gedeutet). Sich bessern wie s Gores Most – der ist zu Essig geworden. Um geringen Lohn etwa tun, heißt: sich abmachen um einen sauren (Most).

Noch sollen ein paar Scherze über den Most angefügt werden. Man fragt etwa: In welche Fässer kann man keinen Most mehr tun? Antwort: In die vollen. Oft ist das Mostholen eine Sache der Kinder. Diese fragt man dann wohl: Läuft das Faß noch? Und wenn sie mit Ja antworten (da das Faß ja noch nicht leer ist), sagt man: Dann geh nur schnell, und mach den Hahn („den Hahnen“) zu. Eine Frau, die ihrem Mann oder einer Nachbarin nicht traute, ob sie sich nicht hinter ihren Most machen, wollte ihn „abstechen“, um zu sehen, wie hoch er im Faß stehe; sie soll dazu einen alten Regenschirm benützt haben, und dieser habe sich beim Hochziehen geöffnet, so daß sie ihn nicht mehr zum Spundloch herausbringen konnte. Eine andere Frau, die den Keller mit weiteren Leuten teilte, hatte an ihrem Fäßlein einen Hahn mit Schlüsseln, damit ihr die andern nicht „an ihren Most gehen“ können. Sie fand einmal das Schlüsselein nicht, und sie rief nun halb verzweifelt: Jetzt hab i so arg Durst

und kei' Schlüssele! Eine mitleidige Nachbarin verstand Schüssele und brachte ihr eine Schale Kaffee. Das wird wohl keine Schwäbin gewesen sein. Eine nette Geschichte wurde vom Heilbronner Salzwerk gebildet. Hier sei, 200 m unter dem Boden, ein in einen Salzfels eingeschlossener versteinelter Mensch gefunden worden. Ratlos sei man dem Petrefakt gegenübergestanden und habe nicht gewußt, wo man es einordnen solle. Als man es aus dem Salzfels herausgehauen hatte, sei das Wesen lebendig geworden, und sein erster, fast tierischer Schrei sei gewesen: Mooscht! Es war ein Schwabe, der im Salz entsetzlich Durst bekommen hatte. Wäre es ein Bayer gewesen, er hätte: Bier her! geschrien. Was würde ein heutiger Schwabe schreien?

So war und so ist es mit dem Most in der schwäbischen Heimat . . . Also doch nicht bloß Nekrolog, aber auch nicht Laudatio, sondern einfach Bericht.

Brot ond Mooscht

Veschper ohne Mooscht zom Brot
 ischt wie Jäger ohne Schrot.
 Brot ischt jo beim Hunger s Besch,
 dorom kriegets meine Gäscht,
 ond dr Mooscht, dear löscht de Duurscht
 au bei deane jonge' Buurscht.
 Aber soll s e' Veschper sei',
 beides mueß beinander sei'.
 Wuurscht ond Butter, Gräuchts ond Käs,
 Gürkle', Gsälz ond anders Gfräß
 ischt jo au zom Brot ganz nett –
 wenn mr emder no gnuég hätt! –
 Dees ischt reacht so dronternei';
 Mooscht mueß s aber emder sei'.
 Mooscht, dear ischt beim Veschpre' wichtich,
 bloß mit Mooscht ischt s Veschper richtich.
 Wenn mr Mooscht no hot zom Brot,
 no ischt s Veschper aerscht em Lot.
 So bloß send mier Schwobe' gstellt,
 deescht e' Veschper, wo o's gfällt.

Karl Häfner

Wandlungen einer Strohgäugemeinde

dargestellt am Beispiel von Hirschlanden (aus Anlaß der 1200-Jahrfeier)

Von Karl Baur

Für die Älteren unter uns ist es mitunter schmerzlich, zu beobachten, wenn unsre heutige Jugend kaum mehr die Möglichkeit hat, eine reine Dorfgemeinde kennenzulernen, d. h. eine Gemeinde, deren allein tragende Schicht das Bauerntum ist. Aber es wäre ja utopisch, das Rad der Entwicklung zurückdrehen zu wollen, und es ist andererseits auch wieder hochinteressant zu beobachten, wie sehr ein kleines Dorf, das vor 100 oder 200 Jahren nur von der Landwirtschaft lebte, sich in der heutigen Zeit unter dem Einfluß einer nahen Großstadt gewandelt hat.

Im Lauf von anderen Arbeiten stieß ich unlängst auf eine „Topographische Darstellung von Hirschlanden, mit besonderer Rücksicht auf seinen Kulturzustand“. Sie stammt aus dem Jahr 1828 und scheint bisher nicht ausgewertet worden zu sein. Der Verfasser ist Pfarrer M. Heuglin, correspondierendes Mitglied des württ. Landwirtschaftlichen Vereins. Es war dies, nebenbei bemerkt, der Vater des nachmals als Forschungsreisender so berühmt gewordenen Theodor von Heuglin. Durch den Vergleich der nun vorliegenden verschiedenen Beschreibungen, der Ortschronik und dem heutigen Zustand ergibt sich ein Überblick über die vergangenen 140 Jahre. Für einige statistische Angaben aus neuester Zeit bin ich Herrn Bürgermeister Fögen zu Dank verpflichtet.

Das ganze von Lettenkohle bedeckte Gebiet vor allem da, wo Löß aufliegt, war dicht besiedelt in neolithischer und dann wieder in römischer und alemannischer Zeit. Hirschlanden liegt mitten in einem großen neolithischen Siedlungsgebiet: Scherben, Hüttenlehm und große Tontöpfe wurden gefunden. Die meisten Grabhügel stammen aus der Hallstattzeit. Bei der Untersuchung eines Grabhügels südwestlich von Hirschlanden durch das Staatliche Amt für Denkmalpflege in Stuttgart fand sich 1962 eine hallstattzeitliche Stele. Der Fund hat überregionale Bedeutung insofern als es sich hierbei um die bis jetzt früheste bekannte Großplastik nordwärts der Alpen handelt, bei der neben einheimischen Elementen deutliche Einflüsse aus dem Mittelmeerraum festzustellen sind. Nach der Neuaufstellung wird dieser Fund im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart wieder zu sehen sein. Hirschlanden (= Land, auf welchem Hirse gebaut wird) erscheint erstmals im Schenkungsbuch des Klosters Lorsch im Jahr 769. Bedeutende Besitzer in Hirschlanden waren die Herren von Nippenburg. Noch im Jahr 1603 hatten die Herren von Nippenburg ein Viertel von

Hirschlanden, verkauften solches aber in dem genannten Jahr an den Herzog Friedrich von Württemberg. Ein anderes Viertel von Hirschlanden hatte am 8. Januar 1556 Herzog Christoph von Württemberg von Oswald Mauch erkauft.

Bemerkenswert ist, daß Hirschlanden nie Waldbesitz hatte. Das ist in unseren Breiten ja nur möglich bei einer Gemeinde, die seit sehr langen Zeiten in einer Kornkammer lag, und als solche müssen wir das Strohgäu unbedingt auffassen. Die Lößdecke dieses Gebiets gehört ja zu den besten Böden, die wir im Lande haben. Hingegen ist es wohl überraschend, zu hören, daß dort in früheren Jahrhunderten auch Wein angebaut wurde. Erst 1805 war es damit zu Ende. Daß Kriege schlimme Folgen hatten, ist ja selbstverständlich. So wird berichtet, daß 1655, also 7 Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, nur noch 555 Morgen Äcker angebaut wurden gegenüber vorher 1410 Morgen. Ebenso nur noch 16 Morgen Weingärten von vorher 25. Viele Jahrzehnte hat es gedauert, bis die Folgen des großen Kriegs überwunden waren. Im Jahr 1713 – so heißt es – lagen noch 233 Morgen Äcker wüst „vom alten Krieg her“. Doch hatte sich der Weinbau inzwischen auf 67 Morgen ausgedehnt.

Die Beschreibung von Pfarrer Heuglin zeigt Hirschlanden 1828 als ein verhältnismäßig wohlhabendes Dorf. Das schließt man aus so manchen kleinen Bemerkungen wie etwa: „Jeder hat soviel Feld, daß er jährlich einen mehr oder weniger großen Teil seiner Frucht in Geld verwandeln kann“ oder die Feststellung, daß nur 3 oder 4 verarmte Familien da seien, die sich vom Tagelohn ernähren müssen. Das Dörfchen hatte damals 320 Einwohner und lebte ausschließlich vom Ackerbau und von Pferdezucht. Es herrschte die Dreifelderwirtschaft (Winterfeld/Sommerfeld/Brache). Der Wieswachs sei unbedeutend, wird berichtet. Im Mittelpunkt stand der Anbau von Dinkel mit über 400 Morgen. Das Sommerfeld teilte sich auf in Haber (etwa 180 Morgen), Kartoffeln, Hanf, Erbsen, Wicken, Ackerbohnen und Linsen. Brachland: Das meiste – etwa 400 Morgen – blieb reine Brache, während ein kleinerer Teil für Kartoffeln, Hanf, weiße Rüben und Angersen übrigblieb. Heuglin erklärt auch die Gründe für die Einstellung des Weinbaus: „Die Weingärten lagen eben und hatten durch Erfrieren oft Not gelitten. Jetzt sind sie zu ewigen Kleefeldern umgeschafft worden.“ Insgesamt spricht Heuglin von 1520 Morgen Fläche, die gedüngt werden müssen.

Das fehlende Holz mußte natürlich von auswärts beschafft werden. Für jeden Bürger rechnete man damals dafür jährliche Auslagen in Höhe von 30–40 Gulden, die einem Reinertrag von 1½ Morgen Dinkelfeld entsprachen.

Die gesamten Gemeindefinanzen waren leicht zu überblicken, denn „die Gemeindekasse ist mit etwa 3000 Gulden und die Kasse der Heiligen-Pflege mit 900 Gulden sehr unbedeutend dotiert“.

Insgesamt also das Urbild eines gut fundierten Dorfes, das keine Not litt und sich redlich nährte von dem, was sein fruchtbarer Boden abwarf.

1852: Die Einwohnerzahl ist inzwischen auf 430 gestiegen. Die Schule hat einen Lehrer. Ein laufender Brunnen und ein Pumpbrunnen versorgen den Ort mit gesundem Trinkwasser, aber nicht sehr reichlich. Der Pumpbrunnen läßt in trockenen Sommern nach. Im unteren Stockwerk des 1599 erbauten Rathauses befindet sich seit 1846 eine Gemeindebackanstalt. Ein öffentliches Waschhaus besteht schon seit 1785. Die Art des Anbaus (Dreifelderwirtschaft) hat sich kaum geändert. Der Dinkel herrscht noch immer vor und wird viel ausgeführt. Auf dem Dinkelbau beruhte die Wohlhabenheit von Hirschlanden. Die geringsten Ackerpreise sind 80 Gulden, die mittleren 160 Gulden und die höchsten 300 Gulden pro Morgen. Die Rindviehzucht wird als bedeutend geschildert. Drei Farren sind vorhanden. 500 Bastardschafe sind da, die auf der Markung überwintern. Es gibt zwei Schildwirtschaften, einen Kaufmann und einen Krämer.

1930: Nun sind es 480 Einwohner: man beachte die minimale Steigerung innerhalb von 80 Jahren! Wieviele mögen inzwischen ausgewandert sein? Immerhin machen sich die Anzeichen der veränderten Verhältnisse langsam bemerkbar. Es werden 94 landwirtschaftliche Betriebe angegeben, die im ganzen knapp 600 Hektar bewirtschaften. Güterpreise sind jetzt zwischen 300 und 1200.– RM pro Morgen. An die Stelle der Dreifelderwirtschaft ist jetzt eine Siebenfelderwirtschaft getreten. Zuckerrüben spielen jetzt eine Rolle, und der Dinkel wurde durch Hochzucht-Weizensorten verdrängt. Die gesamte Milch, täglich 800 Liter, wird an die Milchversorgung Stuttgart abgeliefert. Seit 1903 eigene Wasserleitung, seit 1908 elektrisches Licht. An Gewerbetreibenden gibt es: 2 Schmiede, 2 Wagner, 2 Schreiner, 2 Schuhmacher, 2 Schneider, 1 Elektrotechniker, 1 Metz-

ger, 1 Bäcker, 3 Gastwirtschaften, 4 Spezereihandlungen, 2 Schweinehändler. 13,7 % gehen als „Pendler“ nach auswärts!

Während 1939 das Dorf erst 500 Einwohner zählte, ist die Entwicklung nach dem 2. Weltkrieg sprunghaft geworden. Sehr viele Flüchtlinge haben sich niedergelassen. Das heranwachsende und aus allen Nähten platzende Stuttgart mit seinem Mangel an Industriegelände und seinem riesigen Arbeiterbedarf hat auf die umliegenden Kreise sehr stark zurückgewirkt. So allein ist die fast radikale Umwandlung eines Bauerndorfes in eine moderne Arbeiterwohngemeinde zu verstehen. 1956 waren es 850 Einwohner, heute bereits 2500, darunter über 1200 Pendler, von denen etwa 1/5 ausländische Arbeitskräfte sind. Also „pendeln“ ziemlich genau 50 % der gesamten Bevölkerung! Die Zahl der selbständigen landwirtschaftlichen Betriebe ist auf 32 zurückgegangen, und es werden nur noch 471 Hektar bewirtschaftet. 40 Gewerbebetriebe sind vorhanden, davon beschäftigen 10 Betriebe mehr als 10 Personen. Aus diesem grundlegenden Strukturwandel ergaben sich gewaltige Gegenwartsaufgaben.

Bereits 1964/65 wurde, zusammen mit der Nachbargemeinde Schödingen, eine Gemeinschaftsvolksschule mit 12 Klassen errichtet. Um die Wasserversorgung sicherzustellen, hat sich die Gemeinde an die Bodenseewasserversorgung aus der 2. Leitung mit 15 Sekundenlitern angeschlossen. Zu diesen Zwecken müssen 1,3 Mill. DM aufgebracht werden. Außerdem ist die Gemeinde heute vollständig kanalisiert, und es wurden die Voraussetzungen geschaffen für den Anschluß an das Gruppenklärwerk Ditzingen/Stuttgart im Glemstal. Aus dem alten Schulgebäude ist ein neues Rathaus geworden. Die Flurbereinigung ist abgeschlossen, 24 Kilometer befestigte Wege wurden angelegt. Es wurde ein modernes Postamt eingerichtet, sowie eine Filiale der Kreissparkasse mit schußsicherer Verglasung. Auf dem weiteren Programm steht ein neuer Sportplatz, ein zweiter Kindergarten und eine Erweiterung des Friedhofs.

Literatur: Topograph. Darstellung von Hirschlanden (Heuglin). – Correspondenzblatt des württ. Landwirtsch. Vereins (14) 1828. – Oberamtsbeschreibungen Leonberg von 1852 und 1930. – Otto Schmidt (Ortschronik in Maschinenschrift). – Zeitungsnachrichten und statistische Angaben des Bürgermeisteramts.

Briefe Justinus Kerners an Ferdinand Freiligrath

Von Wilhelm Schoof

Zu den zahlreichen Gästen, welche in Kerners gastfreiem Hause Einkehr hielten, gehörte auch der durch seine 1838 erschienenen Gedichte berühmt gewordene junge Dichter Ferdinand Freiligrath. Im Goethe-Schillerarchiv in Weimar befinden sich aus den Jahren 1843 bis 1846 mit unsicherer Hand geschriebene Briefe an Freiligrath, die schon damals Spuren von Gesichtsschwäche bei ihm zeigten und schließlich in Erblindung übergingen. Justinus Kerner, der am 18. September 1786 in Ludwigsburg geboren wurde und seit 1818 als Amtsarzt in Weinsberg tätig war, besaß ein eigenes Haus am Fuß der Burg Weibertreu, in welchem er 41 Jahre lang mit seinem geliebten Weib Ricle zusammen wohnte und eine ausgedehnte Gastfreundschaft übte.

Es war im Herbst 1840, da wanderte Freiligrath, das Ränzlein auf dem Rücken, leichtbeschwingt und frohgemut von Mainz über Heidelberg den Neckar hinauf nach Weinsberg und klopfte an der Tür des weithin durch seine Gastfreundschaft bekannten Dichters Justinus Kerner an. Sein Sohn Theobald, selbst Dichter und Arzt in Weinsberg, hat diese Begegnung in einer köstlichen Schilderung der Nachwelt überliefert. Da heißt es u. a.: Ich war als Student in den Ferien in Weinsberg und kehrte gerade von einem Spaziergang heim, da kam mir mein Vater an der Haustreppe entgegen und sagte: „Theobald, da drinnen in der Wohnstube ist einer, der sagt, er sei der Dichter Freiligrath aus Unkel am Rhein.“ – „Ach, der Freilingrath“, rief ich erfreut und wollte schnell ins Zimmer. „Wart erst ein wenig“, sagte mein Vater, „hast du schon ein Bild von Freiligrath gesehen?“ – „Nein“, entgegnete ich. – „Hast du auch nicht gehört, wie er aussieht?“ – „Nein, aber seinen Gedichten nach stelle ich mir einen feinen, eleganten Mann vor.“ – „Das ist eben der Jammer“, sagte mein Vater, „der da drinnen sieht gar nicht so aus und kommt mir durchaus nicht wie der Ferdinand Freiligrath vor, und doch scheint er mir wieder ein guter, ehrlicher Kerl zu sein, und ich möchte ihm nicht Unrecht tun; fühle du ihm mal auf den Zahn!“ – „Das will ich gerne tun“, sagte ich und muß hier hinzusetzen, daß meinem Vater einiges Mißtrauen in unbekannte Besucher mit berühmtem Namen nicht zu verargen war. Er hatte in dieser Beziehung manche böse Erfahrung gemacht. Ich trat ein, und mein Vater sagte: „Freiligrath, hier ist mein Theobald.“ – Wir begrüßten uns freundlich, und war für mich sein Aussehen etwas überraschend, und konnte ich mir den Zweifel an einer Identität wohl erklären, so sah ich doch an den lieben, treuherzigen Augen, daß es vielleicht ein fideler Student war, der sich einen Scherz machen

wollte, aber doch ein ganz ehrlicher Kamerad. Die kräftige Statur, die breite, von keiner Weste beengte Brust, das wettergebräunte Gesicht mit dem großen Schnurrbart hätte einem biederem Landsknecht Ehre gemacht. Ich sprach mit ihm von dem Leben am Rhein, von Bonn, von Rolandseck, seinen Gedichten. Über alles äußerte er sich klar und unbefangen. – „Er ist's doch“, flüsterte ich meinem Vater zu.

Als sie nach fröhlich verlebten Stunden Abschied von einander nahmen, war die Freundschaft zwischen Freiligrath und Kerner besiegelt. Sie küßten sich herzlich, in übermütiger Laune zupfte Kerner seinen neuen Freund am Ohr und fügte scherzend hinzu: „Am Ende ist's doch der Freiligrath!“ – Dieser aber schrieb bald darauf über seinen Besuch in Weinsberg an seinen Freund Levin Schücking: „In Weinsberg war es herrlich, ich habe geschauert und gelacht durcheinander. Kerner hat bei ausgelöschten Kerzen auf der Maultrommel gespielt. Er ist ein herrlicher, lieber, gar zu herziger Mann!“

Als Freiligrath, der sich inzwischen verheiratet hatte, sich in St. Goar am Rhein niedergelassen hatte, erwiderte Kerner mit seiner Frau im Sommer 1843 den Besuch. Die Briefe, die er später geschrieben hat, stehen noch ganz unter dem beglückenden Eindruck, den dieser Besuch am Rhein auf ihn gemacht hat. So heißt es in dem Neujahrsbrief von 1844: „Auf mir lastet das Vergangene wie eine schwere Gewitterwolke, doch durchbrach die auch einmal die Sonne, da, wo ich zu Euch kam und Eure Gastfreundschaft mich erheiterte.“ Er knüpfte dabei an einen Weihnachtsbrief Freiligraths und übersandte Weihnachtsgaben an, welche Freiligraths Frau und Schwägerin im Verein mit den Töchtern des in St. Goar wohnhaften, mit Freiligrath befreundeten Landrats Heuberger angefertigt hatten. Im Gegensatz zu dem lebensfrohen, immer auf Späße aufgelegten Freiligrath war Kerner gern geneigt zu klagen, da ihm sein beginnendes Augenleiden viel Sorge machte und ein häuslicher Kummer an seinem Herzen nagte. Diese schwermütige Stimmung spricht auch aus seinem Brief an Levin Schücking, den er in Darmstadt kennengelernt hatte: „Würden meine Augen nur nicht immer schlimmer! Mit dem Schreiben geht's noch durch's Gefühl der Finger, aber mit dem Sehen, besonders von Buchstaben, ist es sehr arg. Und bei alle dem noch den Arzt spielen und so viel Leid im Herzen tragen, o das ist hart!“

Im Sommer 1843 hatte Justinus Kerner, als er Freiligrath in St. Goar besuchte, auch Levin Schücking in Darmstadt kennengelernt. Er hatte eine Einladung von Eduard Duller, dem Biographen Grabbes und Herausgeber der

Zeitschrift „Phönix“, nach Darmstadt erhalten, und bei dieser Gelegenheit auch seine Bekanntschaft gemacht. Schücking war der beste Freund Freiligraths. Er berichtet in seinen „Lebenserinnerungen“: „Einige Zeit nach meiner Ankunft ließ mir eines Abends Eduard Duller eine Einladung zugehen, in einem Biergarten vor der Stadt zu erscheinen, wo ich Justinus Kerner finden würde, der eben in Darmstadt anwesend sei. Justinus Kerner! Ich hatte schon lange danach verlangt, ihn kennenzulernen, und fehlte natürlich nicht. Der berühmte Geisterwelt-Theoretiker, das gemüthlichste aller Schwabenkinder, saß bereits auf einer Holzbank hinter einem schäumenden Seidel, sehr ähnlich einem wohlgenährten ‚Wort Gottes vom Lande‘ und absolut ähnlich einem Manne ‚who looks on something behind this world‘.“

Im August 1844 waren Freiligraths politische Gedichte „Mein Glaubensbekenntnis“ erschienen, die ungeheures Aufsehen erregten und es dem Dichter geraten erscheinen ließen, Deutschland den Rücken zu kehren, um sich einer steckbrieflichen Verfolgung zu entziehen. Freiligraths Freunde hatten gehofft, daß er nach Württemberg gehen würde, weil sie glaubten, daß er unbehelligt von der preußischen Polizei würde leben können. Auch Justinus Kerner hatte davon gehört und an ihn geschrieben: „Ich meine, du gehörst zu uns. Gehe doch nicht nach England!“ Inzwischen hatte Freiligrath schon das Vaterland verlassen. Kerner kam zu spät mit seiner Mahnung. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Brüssel und auf See war er im Sommer 1846 nach London gegangen. Als er 1868 auf Betreiben des deutschen Volkes endgültig nach Deutschland zurückkehrte, ging er diesmal in der Tat nach Württemberg, aber Kerner, dessen Wunsch in Erfüllung gegangen war, lebte nicht mehr. Am 22. Februar 1862 war er, nachdem er schon lange erblindet war, verschieden.

Der erste der 5 Briefe, der irrtümlicherweise „Neujahr 1843“ statt „1844“ datiert ist, knüpft an Freiligraths Weihnachtsbrief und die ihm übersandten Weihnachtsgaben an. An Geibel, der 1843 Freiligrath längere Zeit in St. Goar besucht hatte und auch in Weinsberg bei Justinus Kerner zu Besuch gewesen war, schrieb Freiligrath am 25. Dezember 1843: „An Kerner hab' ich kürzlich geschrieben und Weihnachtshäkeleien meiner und der landrätlichen Frauensleute an ihn spendiert. Kommst du bald einmal wieder nach Weinsberg hin?“ Geibel, der in Stuttgart weilte, um dort mit Cotta wegen seiner Gedichte zu verhandeln, hatte sich noch nicht für den Aufenthalt in Weinsberg bedankt. Kerner, der leicht zur Schwermut neigte, nahm das sehr tragisch und beklagte sich bei Freiligrath: „So muß man nicht sein in dieser Jugend!“ Er war überhaupt gern geneigt, zu klagen und zu seufzen, wie man den folgenden Briefen anmerkt. Sie stehen im Gegensatz zu den Briefen Freiligraths, die sich im Schiller-Nationalmuseum zu Marbach befinden, während zwei verlorengegangen sind (nach August 1844 und im Dezember 1843 geschrieben).

Nr. 1

Herzliebste Freunde!

Ihr seyd doch unsäglich gut und habt uns über alle Maßen erfreut! Unsern gerührtesten Dank für die schönen Geschenke.

Ja! Auf das Kissen von deiner lieben Frau will ich oft mein Haupt legen und träumen von den schönen Stunden, da ich bey euch war und euch alle [will] ich im Geiste wiedersehen und inniglich an's Herz drücken. Und der Geldbeutel der lieben Schwägerin wird mir gewiß viel Segen bringen. Sie versprach mir mit Geibel zu kommen, sie kam aber nicht. Sie wurde mir auch recht lieb und werth. –

Und des Herrn Landraths! wie sind die so gut, ich lege vorerst hier einen Brief bey. Wir waren alle außer uns vor Freude. Geibel wird dir von seinem Aufenthalt bey uns geschrieben haben. Sein Jugend- und Dichterfeuer machte mich ein paar Wochen lang auch wieder jünger, aber als er fort war, erlosch die Jugend wieder bald in mir, und jetzt ist es bey uns ohnedieß sehr langweilig und kalt. Ich lebe im Augenblick in großer Sorge für viele Kranke. Nervenfieber, Lungenentzündungen, Blattern sind die Tragödien, in denen ich mich herumtreiben muß. Meine Augen wurden seit dem Sommer noch viel trüber, und ich kann nur mit Schmerzen in ihnen noch lesen und schreiben.

Mein gutes treues Weib ist mein einziger Trost in diesem großen Leid. (unleserlich) – auch viele Freunde und theilnehmende Seelen sind mein Trost, und unter solchen vor allen *ihr*, die ihr so unendlich gut und nachsichtig gegen mich seyd. Gott segne euch davor siebenfach und schenke euch ein frohes Jahr.

Auf mir lastet das vergangene wie eine schwarze Gewitterwolke, doch durchbrach die auch einmal die Sonne, da, wo ich zu euch kam und eure Freundschaft mich erheiterte. Mein Rikele grüßt euch mit mir tausendmal, dich, die liebe Frau und liebe Marie¹. Das thut auch der Theobald, und meine Mädchen². O kommt doch im Frühling zu uns! Gottes Segen über euch!

Weinsberg, Neuj. 1843(?)

Ewig mit innigster Liebe
Euer J. Kerner

Nr. 2

Geliebtester!

Es freute mich herzlich, daß du auch an mich dachtest und mir deine herrlichen Gedichte³ sandest. Könnte ich dir nur auch einmal so etwas senden! Ach! ich bin arm! Unser guter Duller und seine Frau waren im Spätjahr unserer Tage bey uns und erfreuten uns innigst. Sie sind zu lieb und lieben euch⁴ wie ich. Mit meinen Augen steht es sehr übel. O könnt' ich euch doch wiedersehen: Wir denken oft an euch und jener herrlichen Tage zu St. Goar! – Ich habe inzwischen viel Jammer erlebt. Doch ist ja mein Rikele noch bey mir und da bin ich immer noch reich und glücklich.

Vergeßt uns nicht! Liebet und lebet! Auch der lieben Schwester Innigstes.

Ewig euer treuer J. Kerner.

Theobald grüßt auch sehr.
Weinsb. 14. Oktober 44.

Geliebtester!

Ich wollte dir schon längst schreiben (lassen wir das Sie wegl!), aber tausend Erbärmlichkeiten, in denen ich leben muß, hielten mich davon ab. Wo seyd ihr und was macht ihr? Mit Lust las ich kürzlich dein herrliches Gedicht „Rübezahl“⁵! Mit Lust höre ich, du wolltest nach Stuttgart ziehen. Das würde mich freuen, besonders, wenn es auf dich nicht die Wirkung hätte wie auf Geibel. Dieser ersof(!) fast dort in Vergnügungen und Huldigungen und kümmerte sich um mich Verlassenen hier gar nicht mehr, er schrieb mir nicht einmal seine Abreise von Stuttgart, und wo er jetzt ist, weiß ich nicht⁶. Ich liebe ihn und bin ihm nicht böse, aber er handelte nicht gut an uns. So muß man nicht seyn, besonders nicht in dieser Jugend. – Duller schrieb mir, daß er nach Wien reise, um dort das Leben des Erzherzog Carls zu schreiben. Es ist mir leid, daß ich ihn auch nicht mehr sehe. Meine Erblindung nimmt immer mehr zu und macht mich oft traurig. Reist ihr nach Stuttgart, so schiff doch den Neckar herauf und kommt über hier. Daß ihr mit Jubel aufgenommen seyd, ist natürlich. Schreibe doch, wie es mit euch ist und ob man euer Wiedersehen hier nicht zu erwarten hat. Dem ganzen Hause des Herrn Landrichters und Oberjustizrath⁷ unser Herzliches! Der Glockenzug steht vortrefflich unserem kleinen Gastzimmer an. Kommt und sehet! Gott gebe, daß ihr wohl seyd und uns nicht ganz vergessen habt!! Wie lieben wir euch! Gott sey mit euch! Schreibt

Ewig euer treuer Justinus Kerner.

Weinsberg 23t April 44.

S. Wohlgeboren Herrn Dr. Freiligrath
zu St. Goar am Rhein.

Geliebtester!

Wir sind über deine und Marias Briefe und die Nachricht, daß endlich ein Kindlein bei dir angekommen, recht herzlich erfreut. Gott erhalte es und stärke die liebe Mutter.

Es ist mir sehr weh, daß du vom lieben Rhein hinweg so weit von uns, aber ich hoffe immer, du werdest noch nach Württemberg ziehen, wo dir gewiß nichts im Wege stehen würde, z. E. nach Heilbronn! Ach! das sind so Träume, Abendroth vor meinem Tode, die doch nicht in Erfüllung gehen werden. Ich schreibe dir, aber ich sehe fast nichts mehr, besonders nicht Briefe, die wie der deinige mit Ziegenmilch geschrieben sind. Das Rickele mußte mir ihn vorlesen. Es ist ein Jammer, ich kann kein Buch mehr lesen und ließ Bücher zu lesen entstehen – bis ich nun halb blind bin. So ist der Mensch! –

Deinem stolzen Gedicht gegenüber steht mein schwaches aus Lichtenthal⁸ schlecht. Doch ich sende es deiner lieben Frau. Vom Theobald erschien nun auch ein Band Gedichte. Ich empfehl ihn dir sehr, und kannst du etwas zu seinem Bekanntwerden beitragen, so thue es doch gewiß. Naturliebe ist in ihnen nicht zu mißkennen. Wenn ich nur wüßte, wie man sie dir schicken könnte. Von Geibel höre ich gar nichts. Nur einmal schrieb er mir, seit er hier war, und machte mir Vorwürfe, indem er wörtlich anführte, was ich einmal im vorübergehenden Unmuth über ihn an dich geschrieben, und was ihm

irgend jemand (wohl ein dritter) aus meinem Brief an dich mitgetheilt haben muß. Es war mir arg: denn wenn er mich auch sehr vernachlässigt, so kann ich ihm doch nicht drob böse seyn. Im einzigen Nürnberg war ich kürzlich und war davon sehr begeistert. Von deinem Kindlein erwarte ich auch viel Ruhe für dein Herz. Lest doch jetzt mein Lied wieder: „Hält Armen dich gefangen noch des Erdentreiben Lust, so drücke, dich zu retten, doch dein Kindlein an die Brust“ usw. – Dieses Lied fällt in einen Zeitraum meines Lebens, wo ich vom politischen Treiben, in das ich auch verfallen war, endlich ganz matt und trostlos wurde. So richtete ich mich wieder auf. – Wenn du den herrlichen Vers noch nicht kennst, den mir der arme Nimsch⁹ im Dezember v. J. im Irrenhaus in einer lichten Stunde schickte, so schrieb ich ihn dir noch zum Abschied auf den Rücken dieses Briefes. Er hatte ihn verfaßt, als er schon das Nahen seiner Krankheit fühlte, niedergeschrieben und im Wahnsinn wieder zerrissen. Nun fiel er ihm wieder bey und diktierte ihn mir. – Grüße deine Frau und die liebe Marie recht herzlich von uns, verlaß uns nicht und gieb bald wieder Nachricht von dir. – Theobald lebt nun hier mit seiner unbegreiflichen Frau, die euch allen sehr gefallen würde, und grüßt euch mit uns. Dem Freund Künzel geb ich deinen Brief. – Der Himmel sey mit euch!

In steter Liebe dein treuer Justinus Kerner.

Sr. Wohlgeboren

Herrn Ferdinand Freiligrath

zu Meyenberg bey Rapperschwühl

in der Schweiz.

Geliebtester!

Ich schrieb dir kürzlich ein paar Zeilen – es ist mir immer ein großer Jammer, daß du nicht in Württemberg bist: denn ich meine, du gehörst dahin. Gehe doch nur nicht nach England¹⁰. Wie steht es denn mit deinem Werke Ça ira? Du solltest lieber Dichtungen schreiben, die du betiteln könntest sine ira¹¹. Wenn die Lieder noch so schön sind, so wären mir Lieder, die du aus der Natur schöpfest, doch lieber. O Bester! ich bin immer sehr besorgt um dich, weil ich dich so herzlich liebe. Schreibe doch nur wenigstens.

Grüße Frau und Kind tausendmal!

Innigst dein Kerner.

Weinsberg 1846.

Anmerkungen: ¹ Marie Melos aus Weimar, die Schwägerin Freiligraths. – ² Von den beiden Töchtern Kerners war Marie an den Arzt Dr. Niethammer in Heilbronn verheiratet, der 1857 starb. – ³ Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte von F. Freiligrath. Mainz bei Viktor v. Zabern 1844. Zweite Ausgabe 1848. Die 8000 Exemplare fanden reißenden Absatz und waren bereits nach einem Vierteljahr vergriffen. Allein in Aachen wurden in den ersten paar Tagen 600 Stück, in Frankfurt in zwei Tagen 300, in Hanau 30 Stück abgesetzt. Weinstuben und Schenken hallten oft bis Mitternacht von Rezitationen aus dem Buch wider. Freiligraths Gedichte waren in

aller Munde. Sie hatten die wahre Stimmung des Volkes wiedergegeben. – ⁴Freiligrath war Eduard Duller während seines Aufenthalts in Darmstadt (1841–1842) näher getreten und hatte zur Einleitung des zweiten und dritten Bandes seiner Zeitschrift „Phönix“ die Gedichte „Der Phönix“ und „Bannerspruch“ geschrieben. – ⁵Gemeint ist das Gedicht „Aus dem schlesischen Gebirge“, das im März 1844 in St. Goar entstand. – ⁶Ähnlich klagte er auch Levin Schücking gegenüber, der mit Geibel in Weinsberg zu Besuch war, am 8. Februar 1844: „Den lieben Geibel verlor ich durch Stuttgart, ganz, wo er von einem Freudenfest zum andern geladen ward und des betrübten Kerner wohl nicht mehr gedenkt“. – ⁷Eine Familie aus Freiligraths engerem Freundeskreis in St. Goar. – ⁸Im Sommer machte Kerner gern Ausflüge nach Baden-Baden, Wildbad und Lichtental. Bei einer solchen Gelegenheit entstand am 2. Juli 1845 das Ge-

dicht „Gruß an Lichtenthal“, das mit den Worten beginnt: „Hier bin ich wieder, sey gegrüßt! sey gegrüßt zum zweiten Mal mein liches Thal!“. – ⁹Gemeint ist Nikolaus Lenau, der eigentlich Nikolaus Franz Niernschi Edler von Strehlenau hieß. Er weilte längere Zeit in Weinsberg und wohnte in einem dem Hauptgebäude gegenüberliegenden Gartenhaus, wo er oft sein melancholisches Geigenspiel in die Sommernacht hinaus ertönen ließ. Die Handschrift des erwähnten Gedichtes befindet sich in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel. – ¹⁰Nach vorübergehendem Aufenthalt in Brüssel und in der Schweiz ging Freiligrath im Sommer 1846 nach England. – ¹¹Mit dem 1846 erschienenen Heftchen *ça ira* hatte Freiligrath ganz und gar die politische Laufbahn beschritten und war als Bannerträger der Revolution gefeiert worden. Kerners Mahnung kam also zu spät.

Was uns beschäftigt - was uns angeht

Hochrheinfrage aufs neue aktuell?

Fast über Nacht sind die Fragen der Schiffbarmachung des Hochrheins, die deutscherseits bis zur grundsätzlichen Stellungnahme der eidgenössischen Instanzen zurückgestellt waren, durch zwei rasch aufeinanderfolgende amtliche Stellungnahmen wieder in den Vordergrund gerückt worden: durch den Appell des baden-württembergischen Ministerpräsidenten an den Botschafter der Schweiz, daß die Angelegenheit dort stärker vorangetrieben werden möge, und durch Unterstreichung dieses Wunsches anlässlich einer Sitzung der Landesregierung in Waldshut.

Der Ort dieser Erklärung wirkt programmatisch: auch wenn von der Weiterführung des Schifffahrtswegs zum Bodensee angesichts des Widerstands von Schaffhausen und der unterschiedenen Kundgebung der Anwohner gegen das auf thurgauischem Boden bei Hemishofen geplante Regulierwerk weniger gesprochen wird, so erhofft man sich von der Erschließung bis zum „Raum Waldshut-Eglisau“

(also einem sehr vage umrissenen Begriff!) noch immer eine Standortverbesserung für K. G. Kiesingers Wahlkreis. Indessen spricht die Realität – das sei ganz nüchtern gesagt! – heute noch weniger als beim Landtagsbeschluss vom Oktober 1963 für die Wiederaufnahme des vor Jahrzehnten in einem ganz anderen Zeitalter entstandenen Plans: die wichtigsten Frachtgüter, die die Schifffahrt befördern könnte, sind von Autostraßen und Pipeline übernommen, und die Rentabilität der Wasserkraftwerke an den Schleusenstellen wird mehr und mehr durch die Atomkraft abgelöst, so daß das Werk Kadelburg bereits nicht mehr ausgebaut wurde. Die Verkehrsentwicklung ist nun einmal andere Wege gegangen, und so ist im Hinblick auf das Mißverhältnis von Aufwand und Ertrag, ganz abgesehen von den Opfern, die der Landschaft zugemutet würden, in der Schweiz auch das Interesse an der Schiffbarmachung der Aare, von der die Förderung des Vorhabens bis

Waldshut abhinge, erheblich geschwunden. Unzweideutig ist demgegenüber die Forderung der Arbeitsgemeinschaft der Heimatverbände zum Schutz von Hochrhein und Bodensee: keine Frachtschifffahrt über Rheinfelden herauf!

Gifalarm aus Schiffsfrachten am Niederrhein – Schifffahrtsschließung am Hochrhein? das reimt sich so wenig zusammen wie die Forderung nach weiterer Industrialisierung im Bodenseeraum, wo eben jetzt der Europarat dem Wollmatinger Ried die Würdigung als besonderes Naturschutzgebiet zuteil werden ließ, als Auftakt für ein allgemeines „Naturschutzjahr 1970“. Auch wir wollen, und helfen gerne mit, daß für diese Bezirke alles getan wird – aber mit wirksamen Verkehrsmitteln, zu denen unter den dortigen Gegebenheiten die Binnenschifffahrt nun einmal nicht gehört, sondern andere modernere Wege. Eine erweiterungsfähige Schnellstraße Lörrach – Singen und die Elektrifizierung der Hochrhein-Bahnlinie – das wären Forderungen, die diesem Raum nachhaltig und vor allem schneller aufhelfen könnten.

Wilhelm Kohlhaas

Riedenberger Eichenhain in Gefahr!

Einwirkung des Flächennutzungsplanes 1967 der Stadt Stuttgart auf das Naturschutzgebiet Eichenhain. Der Verein der Freunde des Eichenhains e. V. hat an das Planungsamt der Stadt Stuttgart am 27. November 1968 folgendes Schreiben gerichtet:

Naturschutzgebiet Eichenhain

Der Eichenhain gewinnt immer mehr an Bedeutung als Erholungsgebiet, je mehr sich in Zukunft Sillenbuch, Riedenberg und Heumaden ausdehnen und damit durch die wachsenden Siedlungen Schritt für Schritt die jetzt noch bestehende Erholungslandschaft eingeschränkt und letzten Endes zerstört wird. Um so mehr ist es die dringende Aufgabe des Naturschutzes und der auf diesem Gebiet tätigen Vereine, den Eichenhain zu erhalten und vor jedem schädigenden oder zerstörenden Eingriff zu retten. Gerade aus diesem Grunde wurde ja der Eichenhain zum Naturschutzgebiet erklärt, um ihn gegen künftige Beeinträchtigungen zu schützen.

Autostraße quer durch den Eichenhain

Wie aus dem neuen Flächennutzungsplan 1967 hervorgeht, plant die Stadt Stuttgart eine Querspange von der Straße Ruit-Sillenbuch zur Mittleren Filderlinie, die den Durchgangsverkehr durch den Ort Sillenbuch, d. h. die Kirchheimer Straße, ablenken bzw. entlasten soll. Diese neue Quersperre soll in einem Tunnel unter dem Eichenhain geführt werden.

Wer mit den Geländeverhältnissen nicht näher vertraut ist, nimmt bei der „Untertunnelung“ des Eichenhains als selbstverständlich an, daß dieser im wesentlichen unberührt bleibt, denn er vermutet, daß das Tunnelende am Rande des Eichenhains, also an der Mittleren Filder-

linie, liege. Das Wort der „Untertunnelung des Eichenhains“ birgt tatsächlich etwas Schützendes und Fürsorgliches und hat für den vertrauensvollen Bürger etwas Gewinnendes in sich. Jeder mag sich sagen, die Stadt läßt sich in anerkennenswerter Weise den Schutz des Eichenhains etwas kosten. Der Unbefangene wird sich kaum überlegen, daß die geplante Straße schon in gewisser Höhe den Tunnel verlassen muß, um auf einer Brücke über die Mittlere Filderlinie geführt zu werden, ferner, daß sowohl der Nord- als auch der Südschluß an diese in großen Bögen einkaufen müssen, die das ganze Talgelände in Anspruch nehmen.

Kein Tunnel unter dem Eichenhain

Bei genauerer Betrachtung des Geländes und Prüfung des Planes erweist sich jedoch die angeblich schützende Untertunnelung des Eichenhains als Täuschung, denn weit weniger als die Hälfte der ganzen Überquerung ist ein wirklicher Tunnel. Rechnet man insbesondere die umfänglichen Anschlußkurven mit ein, so ergeben sich für die untunnelte Strecke des Eichenhains ungefähr nur ein Drittel bis ein Viertel. Der Tunnelausgang und die Anschlußstraßen an die Mittlere Filderlinie mit all den erforderlichen Kunstbauten, wie Brücke und Einfahrten für die – bis dahin schon verbreiterte – Filderlinie einschließlich der Böschungen und Geländeabstützungen erstrecken sich weit in den Eichenhain hinein und füllen die dort vorhandene Schlucht des Eichenhains zum großen Teil in Längs- und Querrichtung aus. Gerade dieses Quertal ist das Kernstück und der organische Mittelpunkt des ganzen Eichenhains. Dabei wird notwendigerweise nicht nur der Hauptteil der bewaldeten Schlucht und einige der schönsten Baumgruppen zerstört, son-

dern in beträchtlicher Länge der ganze Waldgürtel entlang der Mittleren Filderlinie aufgerissen. In Wirklichkeit bedeutet die zunächst so harmlos erscheinende Untertunnelung eine Zerreißung des ganzen Eichenhains in zwei Teile, wobei der Nordteil mit dem bisherigen Ackerland, auf dessen Gewinnung als Wiesenfläche das Gartenamt der Stadt so stolz war, am schwersten geschädigt wäre. Dem im Südteil Wandernden aber bleibt beim Blick auf die Tunnelöffnung und das große Straßendreieck nur noch die Erinnerung an ein relativ noch unberührt gebliebenes herrliches Stück Natur.

Der Verein hat schon immer auf die Wichtigkeit des akustischen Problems innerhalb des Eichenhains als notwendiges Merkmal eines Erholungsgebietes für die Bevölkerung hingewiesen; er hat dabei besonders auf die Erhaltung des schützenden Waldgürtels entlang der Mittleren Filderlinie Wert gelegt, der den Lärm so weit als irgend möglich abhalten soll. Durch die Tunnelstraße aber wäre die Umgebung nach Norden wie nach Süden weithin dem Lärm schutzlos preisgegeben, wobei der Lärm durch die akustisch aufgerissenen Teile der Filderlinie vervielfacht würde. Denn, wie jedem Einsichtigen klar ist, verursachen Kraftwagen beim Verlassen des Tunnels und Einbiegen in die Anschlußkurven einen erhöhten Lärm.

All das wäre das Ende eines echten Erholungsgebiets für die Bevölkerung Stuttgarts.

Keine Notwendigkeit einer Querspange

Was die Verkehrsplanung betrifft, so zeigt der Flächennutzungsplan von 1967, wie sehr der Stadt am baldigen Ausbau der Querfelderlinie gelegen ist, nachdem die Auffahrt von Hedelfingen bis Heumaden schon fertig ist. Mit der Weiterführung ist also auf alle Fälle in absehbarer Zeit zu rechnen.

Die neue Tunnelstrecke durch den Eichenhain ist fast ausschließlich für die von Ruit und von Hedelfingen her kommenden Fahrzeuge vorgese-

hen; für diese aber ist es völlig einerlei, ob sie in die Querfilderlinie einbiegen bzw. auf dieser weiterfahren oder ob sie bei der Kreuzung am Heumadener Hochhaus die Hauptstraße nach Sillenbuch benutzen und vor dem Ortseingang in die Tunnelstrecke einbiegen, um über diese zur Mittleren Filderlinie zu gelangen. Ein Nebenzweck der Querfilderlinie ist ja, die Verbindung mit der Mittleren Filderlinie herzustellen, so daß es für die aus dem Neckartal kommenden Wagen ohnehin keiner besonderen Straße, d. h. der Tunnelstrecke, bedarf. Es erscheint sogar verkehrstechnisch eine Fehllösung, wenn an einer vierbahnigen Durchgangsstraße – und das wird die Mittlere Filderlinie – in kleinem Abstand zwei neue große Einfahrten erstellt werden (Abstand ungefähr 1300 Meter). Eine Querspange ist also verkehrstechnisch überflüssig, und die hohen, mit dieser Lösung verbundenen Kosten sind mangels Vorteilen und wegen der geschilderten Nachteile dem Steuerzahler gegenüber nicht zu verantworten.

Bauschwierigkeiten und Kosten

Der Verein, dessen Mitglieder für sich eine genaue Kenntnis des Eichenhaingeländes in Anspruch nehmen können, darf noch besonders auf die großen Schwierigkeiten hinweisen, die jeden baulichen Eingriff an den Hängen, zumal in der Gegend des Tunnelausgangs, erwarten. Das Rutsch-

gelände des Knollenmergels, über das auch das Gartenamt genau orientiert ist, könnte die Baubehörden vor peinliche Überraschungen stellen und bedeutende Mehrausgaben für Befestigung der Straßen und für hohe Böschungen erfordern.

Zusammenfassung

Der Eichenhain ist ein Naturschutzgebiet. Ganz abgesehen von Überlegungen über die rechtliche Seite muß es jedem Stuttgarter Bürger am Herzen liegen, weitere Eingriffe in dieses Gebiet abzuwenden.

Die geplante sogenannte Untertunnelung des Eichenhains ist nur eine Teiluntertunnelung, so daß der Hauptteil der Querspange und ihrer Zubringerstraßen im Eichenhain verläuft. Der Eichenhain wird hierdurch entscheidend entwertet und verliert seinen noch bestehenden Erholungscharakter.

Die Querspange ist verkehrstechnisch nicht erforderlich, da der Verkehr ohne weiteres die Filderquerstraße benutzen kann, um zur Mittleren Filderlinie zu gelangen.

Bei dieser Sachlage muß gefordert werden, daß das mit überaus hohen Kosten verbundene Projekt der Querspange fallen gelassen und die hierfür vorgesehenen Steuergelder einer verkehrstechnisch zu verantwortenden und den Eichenhain nicht beeinträchtigenden Lösung im Raum Sillenbuch, Heumaden, Ruit zugeführt werden.

Als Schlußbemerkung sei noch auf folgendes hingewiesen.

Der Verein hat im Verlauf der letzten Jahre mit Genugtuung und Beglückung das immer wachsende Interesse der Stadt als untere Naturschutzbehörde am Gedeihen und am Schutz des Eichenhains beobachtet. Es kann nur noch tragisch bezeichnet werden, wenn die Stadt in vermeintlicher Förderung des Straßenverkehrs das zunichte macht, was sie in ihrer Eigenschaft als Naturschutzbehörde geschaffen hat und schützen müßte.

Vorsitzender

Dipl.-Ing. W. Stellrecht

Schriftführer

Dr. Schefold

Der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Baudirektor i. R. Walter Kittel, hat bei einer Besprechung über den Flächennutzungsplan-Entwurf 1967 der Stadt Stuttgart am 16. 4. 1969 bei Herrn Bürgermeister Dr. Farenholtz Einwendungen gegen diese Straßenführung erhoben, weil sie außer dem schweren Eingriff in den Eichenhain an besonders schöner Stelle für die Mittlere Filderstraße den Nachteil zu vieler Einmündungen und Abzweigungen auf relativ kurzer Strecke ergebe. Die beim Verzicht auf diese Abzweigung und Einmündung sich ergebenden Umwege seien zumutbar. Die Prüfung der Anregung wurde zugesagt.

Das Zeughaus in Augsburg

Professor Dr. Richard Schmidt teilt uns unter Hinweis auf seinen Aufsatz in Heft 1 Jahrgang 1968 unserer Zeitschrift (S. 63) mit, daß der Kampf um die Erhaltung des Zeughauses in Augsburg nunmehr abgeschlossen ist. Das bayerische oberste Verwaltungsgericht hat zugunsten

der Erhaltung des künstlerisch bedeutsamen Gebäudes entschieden. Voraussichtlich wird in dem Bau ein Schwäbisches Volkskundemuseum eingerichtet werden. Wir begrüßen diese hochehrwürdige Entscheidung und bringen sie gerne unseren Mitgliedern zur Kenntnis.

Neue geologische Literatur für Württemberg und von Württembergern. Es ist ebenso erfreulich wie erstaunlich, daß die 1964 erschienene und s. Z. in der Schwäbischen Heimat ausführlich gewürdigte „Einführung in die Geologie von Baden-Württemberg“ von O. F. Geyer & M. P. Gwinner (E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, DM 36.–) schon im Herbst 1968 eine 2. verbesserte Auflage erfahren durfte. Das beweist, wie sehr zuvor eine neuere Geologie von Württemberg (und Baden) gefehlt hat und wie groß immerhin noch das traditionelle Interesse an der Erdgeschichte in unserem Lande ist. Es erübrigt sich, hier noch einmal im einzelnen auf Inhalt und Darstellung der vielfältigen geologischen Verhältnisse und Probleme Baden-Württembergs einzugehen, wie sie von den beiden Verfassern zu einem Kompendium zusammengefaßt wurden. Der umfangreiche Stoff ist gewiß auf Anhieb kaum erschöpfend zu behandeln. Es ist aber zu bedauern, daß die 2. „verbesserte“ Auflage, vermutlich aus Sparsamkeit, nicht dazu benützt wurde, festgestellte kleine Mängel zu beheben und die Verschiedenwertigkeit der einzelnen Kapitel auszugleichen. So muß sich etwa die Trias gegenüber dem Jura immer noch „schlecht behandelt“ fühlen (es fehlt u. a. die weltberühmte Wirbeltierfauna und das einzigartige Ceratodus-Vorkommen des Stromberg-Stubensandsteins). Georg Wagner's „Junge Krustenbewegungen“ sind nun wenigstens im Literaturverzeichnis aufgeführt. Man wünscht dem Buch eine baldige 3. Auflage, in der die angedeuteten Mängel berichtigt sind.

Von Helmut Hölder (heute Münster/Westf.) erschien in der Reihe „Verständliche Wissenschaft“ des Springer Verlags als Nr. 93 der Naturwissenschaftlichen Abteilung eine „Naturgeschichte des Lebens von seinen Anfängen bis zum Menschen“ (136 S., 47 Abb., DM 7.80). Auf das kleine, ausgezeichnet geschriebene Buch sei nachdrücklich hingewiesen. In prägnantester Form, sachdienlich illustriert, neueste Erkenntnisse berücksichtigend, gibt unser schwäbischer Landsmann an Hand überlegt ausgewählter Beispiele einen fesselnden Einblick in den Stand und das Denken der modernen Entwicklungsgeschichte. Am Ende steht anatomisch und transzendent das Problem „Mensch“.

In der Reihe „Kosmos-Führer“ hat Siegfried Müller, Stuttgart, als Fazit seiner mehr als 20jährigen beruflichen Beschäftigung mit den „Böden unserer Heimat“ einen „Leitfaden“ der Bodenkunde geschrieben, der gleichermaßen den Praktiker anspricht wie dem naturwissenschaftlich Interessierten die verborgenen Geheimnisse des Bodens erschließen kann. (Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart, DM 14.80). Ausgehend von dem Erscheinungsbild der einzelnen Böden, Bodenarten, Bodenprofile in Verbindung mit dem Gesteinsuntergrund werden die wichtigsten durch Frost, Wasser und Lebewesen im Boden bewirkten Vorgänge geschildert; aus allem ergibt sich die systematische Einteilung in Bodentypen. Hervorgehoben wird das Kapitel „Boden und Landschaft.“ Eingehend wird die praktische Aufnahme, Kartierung und Beurteilung der Böden behandelt. Sehr instruktiv ist die Bebilderung (farbige Bodenprofile, Strukturböden, Krustenböden aus Algerien, schematische Zeichnungen und Tabellen).

Von der Geologischen Karte 1:25 000 von Baden-Württemberg ist das lang erwartete Bl. 6821 Heilbronn erschienen (Landesvermessungsamt), wie die schon früher erschienenen Blätter Tübingen und Stuttgart in erwei-

terter Form. Kartenblatt und Erläuterungen von H. Wild (183 S., 11 Abb., 2 Taf.). Auf die allgemeine Strati-graphie über und unter Tage und die Abschnitte Tektonik und Morphologie des Heilbronner Raums folgen in den Erläuterungen ausführliche Kapitel über Hydrologie, die Bodenschätze (Steinsalz!) und nutzbaren Gesteine sowie den Baugrund. Gerade diese praktischen Kapitel enthalten auf Grund vieler vom Verf. durchgeführten Bohrungen Neues; überhaupt kann der geologische Untergrund von Heilbronn nun als in einzigartiger Weise geklärt gelten. In Sonderbeiträgen referieren O. Linck über den Fossilinhalt des Hauptmuschelkalks, des Lettenkeupers und Mittleren Keupers, K. D. Adam über Pleistozäne Säugetierfunde, S. Müller (s. o.) über die Böden des Heilbronner Raums. Eine Liste der noch vorhandenen Aufschlüsse und ein Literaturverzeichnis von rd. 90 Nummern schließen die Erläuterungen des Kartenblatts ab.

Otto Linck

Willy Stockinger, *Naturpfade – Wanderungen I, Baden-Württemberg und Bayern.* 260 Seiten, Kunststoffeinband, J. Fink Verlag Stuttgart 1969, DM 14.80.

In der bewährten Reihe der Wanderbücher für jede Jahreszeit des Fink-Verlages, der bisher vor allem Rundwanderbücher herausbrachte, ist jetzt ein neuer Band erschienen, der jedem Freund unserer heimischen Natur, insbesondere des Waldes, ein willkommener Helfer sein wird. Mit viel Sorgfalt werden aus Baden-Württemberg 111 Naturpfade, Naturlehrpfade, Waldlehrpfade, Geologische Pfade, Rundgänge durch Exotenwälder, in Wildparks und Wildgehegen, Vogellehrpfade und therapeutische Vogelschutzlehrpfade sowie Schulwälder beschrieben. Aus Bayern wurden insgesamt 26 Naturpfade dargestellt. Zwei Übersichtskarten und ein Ortsverzeichnis erleichtern die Benutzung des handlichen Bändchens. Meist sind bei den Einzelbeschreibungen Kartenskizzen vorhanden, die eine gute Orientierung im Gelände ermöglichen. Angaben über die Länge der Pfade und die notwendige Gehzeit dürften jedem willkommen sein, der eine Wanderung kürzerer oder längerer Dauer plant. Besonders für Familien mit Kindern bietet dieses Buch viele Anregungen, denn häufig werden Spaziergänge oder Wanderungen von älteren Kindern mit dem oft sehr berechtigten Hinweis abgelehnt: „Was soll ich denn dabei, es ist doch immer so langweilig!“ Mit diesem Büchlein kann hier abgeholfen werden.

Aus der nächsten Umgebung Stuttgarts seien einige Beispiele von Naturpfadwanderungen erwähnt. Der Waldlehrpfad Esslingen-Jägerhaus weist rund 60 Text-, Bild- und Hinweistafeln auf. Bei einer Länge von knapp 5 km ist eine Gehzeit von etwa 3 Stunden vorgesehen. Nicht weniger interessant ist das Arboretum im Schloßlepark Serach bei Esslingen. Viel begangen wird der vorbildliche Waldlehrpfad im Rotwildpark bei Stuttgart, beginnend beim Forsthaus I am Glemsstraße, auf dessen Besonderheiten etwa 80 Tafeln hinweisen. Als Gemeinschaftsarbeit der Schüler der Seelachschule in Stuttgart-Weilimdorf und des Forstamtes Solitude entstand der Waldlehrpfad Weilimdorf-Feuerbach, der einen erhol-samen Spaziergang von etwa 1 1/2 Stunden bei einer Länge von 2,5 km vermittelt. Als dritter Pfad muß der in der Nähe des Fernsehturmes beginnende Waldlehrpfad Stuttgart-Degerloch erwähnt werden, der 93 geschmackvolle Tafeln aufweist und auch einen herrlichen Fernblick zur Schwäbischen Alb vermittelt. Schließlich sei noch der besonders lohnende Naturpfad Kappelberg bei Fellbach genannt, bei dem z. B. auf einer Tafel ein geologischer Längsschnitt den Aufbau dieses markanten Berges erläutert. Das handliche Büchlein kann ohne jede Einschränkung empfohlen werden. H. Schönnamsgruber

Martin Scharfe, *Evangelische Andachtsbilder*, Studien zu Intention und Funktion des Bildes in der Frömmigkeitsgeschichte vornehmlich des schwäbischen Raumes. Veröffentlichungen des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe C: Volkskunde, Band 5. Mit 161 Abbildungen. Verlag Müller & Gräff Stuttgart 1968. DM 28.50. – Um Mißverständnissen vorzubeugen: der Verfasser versteht unter Andachtsbild nicht das für die persönliche Andacht geschaffene Bild – so wie etwa der Kunsthistoriker ein Vesperbild im Unterschied zu einer Kathedralplastik als Andachtsbild bezeichnet –, sondern schlechthin jedes Bild. Er kann dies, weil er es im Rahmen seiner Untersuchung mit einem „erlaubten“ Bild zu tun hat, das Mittel zum Zweck der Erkenntnis und der Erbauung des Betrachters im weitesten Umfange ist. Dieser Umstand macht sich etwa in Emporenmalereien durch Beschriften bemerkbar, die in lehrhafter oder erbaulicher Weise, vielleicht unter Heranziehung typologischer Bezüge, das Bild erläutern, beispielsweise in Weiler im Zabergäu. Eine Objekt-Subjekt-Tendenz ist unleugbar; sie tritt als „Absicht“ zutage. Hieraus aber wird deutlich, daß man an dieses Bild keine ästhetischen Maßstäbe anlegen darf. Die Ablehnung einer ästhetischen Wertung durch den Verfasser hat einen tieferen Grund: sie führt auf das Phänomen der ästhetischen Inkommensurabilität solcher Bilder überhaupt. Ist doch jene Zwecksetzung ihrem Wesen nach unkünstlerisch – der Gesichtspunkt der Formqualität muß in der Beurteilung ausscheiden. Die Form dient dem Inhalt. Die Bilder der Emporen sind biblische Historien (meist mit Belegstellen), die teilweise humanistische, später auch pietistische Einflüsse verraten, auch zu barocker Allegorese und Emblematik neigen, immer aber besitzen sie illustrativen Charakter (erst im 19. Jahrhundert begegnen sich Formqualität und Illustrationsbedeutung). Man merkt ihnen an, daß sie der Veranschaulichung des Wortes dienen, und zwar nicht im Sinne des biblischen logos sondern des Begriffes, und im Dienste der begrifflichen Verkündigung stehen; Lehrhaftigkeit und Formlosigkeit gehen Hand in Hand. Hinzu kommt, daß die Bilder nicht vom „Heiligen“ bezahlt wurden, sondern von Stiftern, damit aber von Auftraggebern abhingen, die in der Wahl des ausführenden Malers nicht durch künstlerische Gesichtspunkte bestimmt wurden. Das schließt nicht aus, daß es hier und dort auch zu künstlerisch vollwertigen Schöpfungen kommen kann, so in Möglingen, Freudental, Ottmarsheim; doch sind dies Ausnahmefälle. In dem angegebenen Sinne nun kommt es zu einer unerhörten Blüte des Bildes. Auch zwinglianische Neigungen – die der lutherischen Duldung des Bildes entgegengerichtet sind (der Verfasser berichtet über den Bilderstreit und die Entfernung der Bilder) – vermögen nicht darüber zu täuschen, daß es nach der ersten Reaktion gegen die „abergläubischen Gemäld und Gezn“ (Bilder und Figuren) zu einer grundsätzlichen Duldung des Bildes zunächst alt- und neutestamentlichen Charakters kam. Das beweisen die von der Denkmalpflege unserer Tage freigelegten Wand- und Emporenmalereien. Und welche neue Welt eröffnet darüber hinaus das vorliegende Buch auf fast jeder Seite!

Mit Recht stellt Scharfe fest, daß die Sinnenfreude des Barockmenschen der Verbildlichung förderlich war. Er zitiert Erich Beyreuthers Auffassung vom klassischen Pietismus als einer Erscheinungsform des Barocks (wobei in einer, gegen die Aufklärung gerichteten Weise Gefühl und Empfindung mitsprechen), zugleich aber erinnert er auch an die pietistische Weltflucht (nach Narr das „Decrescendo“ auf allen Gebieten des kulturellen Lebens) und geht auf die Problematik des pietistischen Verhältnisses zur Kunst ein. Sicher ist, daß die Verpersönlichung und Verinnerlichung der Frömmigkeit im

Pietismus zu einem Einstrom von Gefühls- und Empfindungswerten führt, wie sie für das Barockmenschentum überhaupt bezeichnend sind. Doch wird die eigentlich pietistische Haltung mehr als Reaktion gegen die Fülle der Welt – im Zeichen der vanitas Erfahrung –, ja als eine Art Resentiment verstanden werden müssen. Das Bild selbst erfährt dadurch in pietistischen Kreisen eher eine Ab- als eine Aufwertung. Man verwechselt auch sinnlich im Sinne von leiblich, seelisch mit fleischlich im Sinne von „sarx“. Dies verschärft sich, je mehr die pietistische Frömmigkeit, gerade im Dorfe, in gesetzlicher Weise Sitte und Brauch wird.

Über all dies möchte man die Überschrift setzen: „Bei uns“, d. h. innerhalb Altwürttembergs, also nicht einmal im Schwäbischen schlechthin; schon in den Reichsstädten verhält es sich anders. Hier wird vielleicht noch schärfer getrennt und, im Blick auf künstlerisch hoch entwickelte protestantische Kirchenkunst mittel- und norddeutscher Herrschaften (in der Gottesdienstordnung nicht zwinglianischen, sondern lutherischen Charakters) weiter gefragt werden müssen.

Darauf ist in diesem Zusammenhang noch zurückzukommen, daß das Andachtsbild, gerade insofern es illustrativen Charakter besitzt, im 19. Jahrhundert auf die Höhe künstlerischer Gestaltung gehoben wurde, weil nämlich damals der seiner selbst bewußt gewordene Geist seinen gemäßen Ausdruck in der Dichtung fand, in der Malerei aber zur Veranschaulichung eines Gedankengehaltes drängte. Die Verabsolutierung des Geistes in der Romantik hat schließlich auch Religion und Bild einander genähert, wie dies im Nazarenertum und der an dieses anschließenden Bibelillustration geschah (hierüber handelt der Rezensent in seiner Dissertation über die Geschichte der Bilderbibel von Schnorr von Carolsfeld). Vielleicht wäre es ratsam gewesen, sich hinsichtlich des religiösen Bildes der Spätromantik eher an die progressiven „Ansichten über die bildenden Künste“ anzuschließen, die Passavant zuzuschreiben sind, als an den retrospektiven Schnaase. Daß jene Vereinigung von Religion und Kunst zugleich im Zeichen volksbildender Wirkung geschah, hängt mit dem romantischen Volksbegriff zusammen. Der „Kunstmeyer“ fand dafür den Namen der „religiös patriotischen Kunst“. Ihre künstlerische Hauptäußerung war der volkstümliche Holzstich, der übrigens recht spät auftauchte und nicht auf die Formel „Nachahmung des Mittelalters“ zurückzuführen ist, sondern unter vielen Verzichtens seitens der Künstler als diejenige graphische Technik gewählt wurde, die große Auflagen ermöglichte und infolge des Schwarzweißgegensatzes von schlagender Faßbarkeit war. In diesem Sinne allerdings kann man von einer „Demokratisierung der Kunst“ sprechen, die freilich gerade keine Popularisierung war; die Verbindung von kunstpädagogischen und theologischen Absichten ist nicht zu verkennen. Sie tritt vor allem in den Äußerungen hervor, die sich gegen das unkünstlerische und deshalb religiös wertlose Bild wenden.

Es würde zu weit führen, zu beleuchten, wie Scharfe vor allem in dem Abschnitt „Bildtypen und ihre Funktion“ den wichtigsten Intentionen und Funktionen des Andachtsbildes bis ins einzelne nachgeht und diese exakt und kritisch untersucht, wobei in den Anmerkungen ein Schatz an literarischen Nachweisungen vorgelegt wird (wie mancher Autor vergißt, daß jede Geschichtswissenschaft zugleich Wissenschaftsgeschichte sein muß). In dieser Hinsicht kommt dem Buch eine Fundamentalbedeutung zu. Ob man sich dem Phänomen des evangelischen Bildes von der religionsgeschichtlichen oder allgemein geistesgeschichtlichen, kultur- oder kunstgeschichtlichen, auch volkskundlichen Seite her nähern wird, man findet in dem Scharfe'schen Werk die verbind-

dende und tragende Basis weiterer Untersuchungen. Gerade in dieser Hinsicht darf man dem Verfasser zustimmen, wenn er schreibt: „Die Aufarbeitung aller Inventur- und Teilungsakten über den häuslichen Bildbesitz, die Durchsicht von Bauakten und anderen Archivalien, die Einsicht in alle existierenden Bildersammlungen, die Inventarisierung des Bildbestands in den Kirchen – all dies sind Aufgaben, deren Erledigung durch diese Studie nicht weniger dringlich geworden ist.“ Adolf Schabl

Helene und Thomas Finkenstaedt, Stanglsitzerheilige und Große Kerzen. – Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn. – 244 Seiten.

Bei dem lokal begrenzten Dialektbegriff der Stanglsitzerheiligen handelt es sich um kleine Plastiken, welche die vornehmlich in Bayern heimischen Prozessions- und Zunftstangen bekronen. Gelegentlich als Zunft- oder Bruderschaftszeichen bei Prozessionen noch mitgetragen und in den Kirchen aufgestellt, finden sich zahlreiche dieser kunstvoll ausgeführten Tragestangen in spätgotischen, hauptsächlich aber barocken Formen in den Museen. Eine barocke Erscheinung ähnlicher Art sind die früher verwendeten Bruderschaftsstäbe als Prozessions- oder Wallfahrerabzeichen der Mitglieder. Die mit ihnen verbundenen Bruderschaftsschilde mit Kerzenhalter haben sich teilweise von den Stäben gelöst und finden sich da und dort noch im schwäbisch-alemannischen Raum als kleine Ausstattungstücke in den Kirchen oder werden da und dort noch bei der Fronleichnamsprozession mitgeführt. Die Ausstattung der meisten der Prozessionsstangen mit Kerzenhaltern und Kerzen deutet auf eine Parallelerscheinung und Wurzel in den ehemals großen Bruderschafts- und Zunftkerzen hin, die zum ehemaligen Bild der großen Prozessionen gehören und die man als Votivgaben nicht selten in Wallfahrtskirchen findet. Die vielfachen Beziehungen zwischen dem Rechtssymbol des Stabes, dem Zeichen des Zunftvorstehers, der Kerze in Verbindung mit der kirchlichen Liturgie und in übertragenem Sinne bei den Zünften erhalten eine eingehende Behandlung. Für das Verhältnis Zunft und Bruderschaft und die Heiligen als Zunftpatrone werden ausführliche Belege nicht nur für den bayerischen Raum, sondern weit darüber hinaus aus norddeutschen, englischen Verhältnissen und dem Baltikum beigebracht. Der Verlag hat das Buch mit zahlreichen, zum Teil farbigen Bildtafeln ausgestattet und damit einen nachhaltigen Eindruck von den typischen Formen vermittelt. Im Nachwort wird das Buch als eine Arbeit von Liebhabern für Liebhaber bezeichnet. Die sehr zahlreichen Anmerkungen mit der Bibliographie und das ausführliche Register machen es aber auch zu einer wichtigen Zusammenfassung für die Erforschung volkstümlicher Frömmigkeit in ihren Zusammenhängen mit kirchlicher Liturgie und bürgerlicher Rechtssymbolik. W. Baur

Claus-Peter Clasen, Die Wiedertäufer im Herzogtum Württemberg und in benachbarten Herrschaften. Ausbreitung, Geisteswelt und Soziologie. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 32. Band, 1965, 222 Seiten. – Die Bewegung der Täufer, die um 1525–1530 in Württemberg eindrang, hat sich trotz der Bekämpfung durch die Kirche, trotz Verbot durch den Staat, trotz Bedrohung und Bestrafungen jahrzehntelang bis in das 17. Jahrhundert gehalten. Es ist erstaunlich, wie zahl diese „Sekte“ in einer Zeit, die religiöse Toleranz nicht kannte, alle Verfolgung überstand und sich zeitweise noch ausbreitete. Clasen unternimmt es, das Phänomen der Wiedertäufer durch Anwendung soziologischer Methoden zu erklären. Aufbauend auf der sicheren Grundlage umfangreicher

statistischer Ermittlungen weist er nach, wie unterschiedlich einzelne Bevölkerungsschichten – Adel, städtische Oberschicht, Intellektuelle, Handwerker, wohlhabendere, einfachere und mittellose Landbevölkerung – sich zur Täuferlehre verhielten. Er spürt den Gründen nach und untersucht landschaftliche, religiöse, kulturelle, berufliche, wirtschaftliche und familiäre Faktoren. Der historisch-soziologische Aspekt, unter dem die Arbeit steht, ist weit gefaßt und bezieht auch theologische und psychologische Erörterungen ein. Hervorgehoben sei das eindruckliche Kapitel über die Vorstellungswelt der Täufer: über ihren Biblizismus, den rationalen Zug der Lehre, das Heiligungstreben, das ausgeprägte Gemeinschaftsgefühl, die christlich-kommunistische Tendenz, die bei den Auswanderern in Mähren zur Gütergemeinschaft führte. Das Werk Clasens, geistreich, gewandt und teilweise fesselnd geschrieben, vermittelt eine neue, präzisere, überzeugende Charakteristik dieser eigenwilligen religiösen Bewegung und ist damit ein beachtenswerter Beitrag für die sozial- und geistesgeschichtliche Forschung überhaupt. Die Arbeit beruht übrigens größtenteils – das sei in dieser Besprechung nicht übergangen – auf der äußerst instruktiven (teils gedruckten, teils noch unveröffentlichten) Quellensammlung, die wir dem Altmeister württembergischer Kirchengeschichte, Gustav Bossert, verdanken.

Hans-Martin Maurer

Rudolf Seigel, Spital und Stadt in Altwürttemberg. Ein Beitrag zur Typologie der landstädtischen Spitälern Südwestdeutschlands (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Tübingen 3). Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung, Tübingen, 1966. Brosch. DM 12.–. – Einen wichtigen Platz unter den mittelalterlichen Wohlfahrtseinrichtungen nehmen die Spitälern ein. Als „spezifisch städtische Erscheinungsform“ unterstreichen sie den städtischen Charakter einer Siedlung. Ihr Vorhandensein oder Fehlen kann, zusammen mit ähnlichen sozialen Einrichtungen, Aussagen über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse einer Stadt und ihrer Bürger ermöglichen. Zudem gibt die Verwaltung des Spitals gerade in den Landstädten Aufschluß über den Grad kommunaler Selbständigkeit. Dennoch hatten die landstädtischen Spitälern, im Unterschied zu den reichsstädtischen, bisher noch nicht die verdiente wissenschaftliche Aufmerksamkeit gefunden.

Der Arbeit von R. Seigel liegt ein Vortrag über „Das Spital in Tübingen und die Spitälern in Altwürttemberg“ zugrunde, den der Verfasser 1963 vor dem Arbeitskreis für Südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung gehalten hat, dessen Ergebnisse er jedoch durch zwischenzeitliche Forschungen erweitern konnte. Das Fehlen wissenschaftlicher Monographien über die meisten Spitälern als Vorarbeiten hierfür erschwerte freilich die zusammenfassende Darstellung, die durch Einzeluntersuchungen zu ergänzen wäre. Der Verfasser geht aus von den reichsstädtischen Spitälern Südwestdeutschlands, die zum größten Teil noch dem 13. Jh. angehören, und den fast durchweg jüngeren in den Landstädten angrenzender Territorien. Nicht nur hinsichtlich des Zeitpunkts ihrer Gründung, sondern auch hinsichtlich der Stifter und des jeweiligen städtischen bzw. herrschaftlichen Anteils an der Verwaltung lassen sich verschiedene Typen unterscheiden, die wiederum mit Größe und staatlicher Durchgliederung der einzelnen Territorien zusammenhängen. Auch ohne den Anspruch auf Vollständigkeit ist hier für die außerwürttembergischen Spitälern ein reiches Material gesammelt, das durch das Ortsregister am Schluß des Buches erschlossen und damit leicht greifbar ist. Nicht nur im Gegensatz zu den Reichsstädten, sondern auch zu einigen nichtwürttembergischen Landstädten

hatte bis zur Mitte des 14. Jh. keine der 25 damals württembergischen Städte ein Spital. Die meisten Spitäler AltWürttembergs werden erst zwischen 1470 und 1534 gegründet, wobei die Städte selbst bei der Stiftung und Verwaltung dieser Anstalten die bedeutendste Rolle spielten. Einen Überblick über räumliche Verteilung und zeitliche Schichtung der Spitäler in AltWürttemberg vermittelt die beigegebene Karte. Bei dem 1380 angeblich genannten Spital in Sindelfingen (S. 33 Anm. 173) handelt es sich übrigens in Wirklichkeit um das Esslinger Katharinenspital, das in Sindelfingen Gefälle bezog und durch das Mißverständnis eines Ortsgeschichtsschreibers aufgrund des Exzerpts eines Dritten aus einer wissenschaftlichen Arbeit nach Sindelfingen verlegt wurde. Mit sicherem Gespür mißt der Verfasser allerdings diesem Spital in seiner Darstellung keine Bedeutung zu. Das Nachhinken der württembergischen Städte ist im Zusammenhang mit der wachsenden Einflußnahme der „Ehrbarkeit“ als bürgerlicher Oberschicht auf die städtischen Verwaltungen seit der Mitte des 15. Jh. sowie in den bescheidenen finanziellen Verhältnissen dieser Städte zu sehen. In Städten ohne Spital wurden dessen Aufgaben von anderen Institutionen: Sondersiechenhäusern, Beginensammlungen, Almosenstiftungen oder Spitälern benachbarter Städte wahrgenommen. Die Untersuchung solcher Ersatzlösungen im einzelnen bleibt eine Aufgabe der jeweiligen Ortsgeschichtsforschung. In diesen Zusammenhang gehören auch Untersuchungen über das jeweilige Verhältnis von Stadt und Amt.

Die neue Organisation des Geistlichen Guts und die planmäßige Bildung örtlicher Armenkästen machten nach der Reformation in Württemberg die Neugründung von Spitälern überflüssig, während die bestehenden größtenteils unverändert beibehalten wurden, wenn sie auch durch Grunderwerbsverbote in ihrer Entfaltung gehemmt wurden. Seither wurde in zunehmend stärkerem Maße die Wohlfahrtspflege durch staatliche Regelungen bestimmt.

In verschiedenen Punkten kann dieser Versuch einer Zusammenschau der Entwicklung dieses wichtigen Sektors der Wohlfahrtspflege in einem Territorium sicher noch ergänzt werden; es ist jedoch zugleich ein großes Verdienst dieser Arbeit, noch offene Fragen aufzuzeigen und zu Einzeluntersuchungen anzuregen.

Wolfgang Burr

Die Staufer. Herkunft und Leistung eines Geschlechts. Herausg. von Dr. Kurt Albrecht. Karawane-Taschenbücher, im Karawane-Verlag Ludwigsburg. Bd. I, 168 S. – 32 Abb. – (Bd. II folgt: 176 S. 118 Abb.) je DM 12.80. – Als Reise-Unternehmen eigener Art hat sich die vor zwanzig Jahren durch Dr. Kurt Albrecht/Ludwigsburg zusammengerufene „Karawane“ entwickelt. Wie bei ihren Fahrten, hat sie auch in den Veröffentlichungen der „Karawanenhefte“ – darin in einem weiteren Raum ganz dem Schwäbischen Heimatbund verwandt – stets die kulturgeschichtlichen Anregungen und Eindrücke über das Erholungsvergnügen gestellt. Wenn sich dabei naturgemäß vor allem der Mittelmeerraum als Studiengebiet anbot, – wir dürfen den von Dr. Bachteler herausgegebenen Istanbul-Band nennen – so führte fast jeder zweite Ort und Zusammenhang immer wieder auf die einst weltbewegende Rolle unsrer Hohenstaufen. Ihnen hat der Herausgeber daher eine besonders liebevolle Zusammenstellung in zwei Taschenbüchern gewidmet, deren erstes mit verschiedenen fachkundigen Beiträgen über Persönlichkeiten und politische Leistung jetzt vorliegt, während der zweite der wissenschaftlichen Be-

handlung von Architektur und Legende gewidmet sein wird. Gerade für die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes werden sie die Erinnerung an manche Ausfahrt und eigene Studien neubeleben und durch eine umfassende Schau und zahlreiche Einzelheiten ergänzen.

W. Kohlhaas

Heimatsbuch der Stadt Korntal. 127 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Bildtafeln, Pläne und Skizzen. Selbstverlag der Stadt Korntal 1969, Ganzleinen DM 12.–.

Unter Redaktion von H. Lorenz und graphischer Gestaltung durch Hermine Schäfer ist zur Festwoche (28. 6. bis 7. 7. 1969) anlässlich der am 22. August 1819 erfolgten Gemeindegründung das Korntaler Heimatsbuch erschienen. Die Geschichte früherer Jahrhunderte und besonders dieser seit Gründung verfloßenen 150 Jahre wie auch die Flurnamen, den Anbau und das Volksschulwesen würdigt H. Bunz sehr eindrucksvoll. Die Entwicklung vom 19. ins 20. Jahrhundert und die neueste Zeit nach 1945 behandeln H. Lorenz, dazu Bürgermeister W. Thrum, der dem Buch auch ein Geleitwort gibt. Über die Erd- und Landschaftsgeschichte, welche nicht nur wissenschaftliches Interesse hat, sondern bei den z. T. schwierigen Gesteinsverhältnissen Korntals für Bauvorhaben, Wasserversorgung und Landwirtschaft von größter Bedeutung ist, orientiert ein reichhaltiger, gut bebildeter Beitrag von W. Schall, während uns H. Zürn wichtige vorgeschichtliche Daten mit hübschen Bildern darbietet. E. Rebel schildert als Vorsteher der Brüdergemeinde, von welcher ja Korntal seinen Ausgang nahm, ihre 150jährige Geschichte. Realschule, Gymnasium und Progymnasium sind mit Beiträgen von A. Diehl, A. Bayer und H. Weinheimer, die Hauswirtschaftsschule mit solchen von D. Daur und D. Birk vertreten. Evangelische und Katholische Kirche kommen durch A. Schüle und M. Simon zu Wort. Das durch zahlreiche reizvolle Graphiken sowie alte und neue Bilder bereicherte und auch sonst gut ausgestattete Heimatsbuch bietet nicht nur dem heimatkundlich interessierten Korntaler, sondern auch dem Ortsfremden viel wertvolles Wissen um das aufstrebende Korntal mit seinen diakonischen und pädagogischen Werken.

E. Eisenhut

1812: Drei Schwaben unter Napoleon – Rußlandberichte eines Infanteristen, eines Leutnants, eines Generals. Herausgegeben von Bernhard Hildebrand – Verlag Leben im Bild, Dr. Konrad Theiss & Co, Aalen. – 15 000 Württemberger zogen als napoleonisches Hilfskorps 1812 nach Rußland, 300 davon kamen aus der Katastrophe lebend zurück. Von zweien davon enthält der Band lebendige Berichte über diesen Feldzug, der für die deutschen Hilfstruppen von Anfang an ein Hungermarsch war. Die Tore der Verpflegungs- und Materialmagazine öffneten sich nur für die Truppen des Kaisers und blieben den sogenannten Bundesgenossen streng verschlossen. Sie blieben auf Requisitionen, auf gut deutsch Plünderung und Raub, angewiesen und hatten nachher das Odium von Unmenschen zu tragen. Der dritte Bericht des Generals, der längst vor dem eigentlichen Feldzug abgesägt und heimgeschickt wurde, ist gegenüber den andern beiden Darstellungen weniger aufschlußreich. Man kann das Buch als einen Beitrag zur Napoleonliteratur ansehen, welche in diesem Jahr zum 200. Geburtstag des empereur erscheinen wird, vielleicht nimmt es auch der eine oder andere jener Landsler in die Hand, der mit oder ohne Tressen seine Erfahrungen in Rußland gemacht hat. Von den 14 Bildern sind 11 Reproduktionen von Zeichnungen des bekannten Historienmalers C. W. Faber du Faur.

Willy Baur

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

Pfingsttage in Ochsenhausen

24.-26. Mai 1969

Der Vorsitzende konnte bei der Eröffnung im Bibliothekssaal des ehem. Benediktinerklosters rund 140 Mitglieder und Gäste des Schwäbischen Heimatbundes begrüßen, darunter Regierungspräsident W. Birn. Seitens der Stadt Ochsenhausen hieß der von den Folgen eines schweren Unfalls wiederhergestellte Bürgermeister Habrik herzlich willkommen. Die Festlichkeit der Stunde wurde durch zwei Orgelvorträge von Fräulein Ingrid Scherrmann auf der Reiser-Orgel (1967) des Bibliotheksaales erhöht (Johann Sebastian Bach, Präludium und Fuge in G und Concerto IV in C). Willy Baur sprach über das Thema „Barocker Heiligenhimmel in Oberschwaben“. Er hat uns folgende Zusammenfassung zur Verfügung gestellt:

„Willy Andreas faßt die Erscheinungen des mittelalterlichen Heiligenkultes mit seinen Licht- und Schattenseiten in den Worten zusammen: ‚Nicht einmal ein Dichter vermöchte die Gestaltenfülle der mittelalterlichen Heiligen erschöpfend zu schildern. Sie bevölkern ihren eigenen Himmel. Seine verklärtesten Erscheinungen reichen zum Throne Gottes, die niedersten zur Erde herab . . .‘ Abgesehen von einigen Reichsstädten kam es in Oberschwaben unter den politischen Verhältnissen des 16. Jahrhunderts nicht zur Reformation. Das katholische Bekenntnis blieb hier in der Hauptsache erhalten, und damit ging das riesige Erbe des mittelalterlichen Heiligenkultes ungebrochen auf das Zeitalter der Renaissance und des Barocks über und wurde in mancherlei Art fortgebildet. Die von der überreich blühenden mittelalterlichen Legende verklärten Gestalten lebten im Gewand einer neuen künstlerischen Formauffassung weiter; als Helfer und Fürbitter in allen nur denkbaren leiblichen und geistigen Nöten erfüllten sie das religiöse volkstümliche Denken und Empfinden, ihre Gedenk- und Festtage riefen Hoch und Nieder zu den Stätten ihrer Verehrung, die eine immer prunkvollere Ausstattung erhielten.

In der unübersehbaren Zahl der Heiligendarstellungen, denen wir landauf landab begegnen, lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Die umfangreichste davon ist die älteste mit den Gestalten des Neuen Testaments, den Aposteln und daran anschließend den Märtyrern und

Bekennern, wie sie in den Kirchenpatronaten fast ausschließlich vorherrschen (der Marienkult muß hier ausgeklammert werden). Ihre örtliche Auswahl hängt von Einflüssen der frühen Mission, der maßgebenden großen Klöster, den Nachklängen der Kreuzzugszeiten, der Vorliebe der Orts- und Gebietsherren, schließlich vom bürgerlichen Zunftwesen ab. Vielerlei Sonderkulte haben sich in diesem Zusammenhang herausgebildet; unter entsprechenden Einflüssen hat sich auch das Bild des Heiligen im Laufe der Zeit gewandelt, so bei St. Georg, der vom gequälten, aufs Rad geflochtenen Märtyrer zum glänzenden Idealbild des Ritters und schließlich zum bäuerlichen Pferdeheiligen wird. Man beobachtete auch, wie sich St. Katharina, St. Barbara und St. Margaretha von ihrer Legende her zu den Symbolträgerinnen der drei Hauptstände des Lehr-, Wehr- und Nährstandes entwickeln, St. Veit zum Datumsbegriff der sommerlichen Jahreswende wird und St. Nikolaus zum schenkenden Kinderfreund.

Der mittelalterlichen Gruppe steht die neuere gegenüber, die durch Kanonisation sozusagen offiziell zur Ehre der Altäre gekommen ist und die zwar manchmal noch durch die Legende verklärt in ihrer Erscheinung historisch faßbar ist wie etwa Bernhard von Clairvaux, Katharina von Siena, Franziskus und die Heiligen der Gegenreformation, so Carl Borromäus und Aloysius.

Ihnen zur Seite treten drei Heiligengestalten der Barockzeit, deren Kult für das vorderösterreichische Oberschwaben besonders bezeichnend ist: der hl. Josef, dessen Verehrung vom österreichischen Kaiserhaus gefördert wurde und zeitweilig alle anderen Heiligenkulte in Schatten stellte, der hl. Johannes Nepomuk und der hl. Fidelis als Märtyrer der Gegenreformation. Politische Bezüge sind dabei nicht zu übersehen.

So wie das Bild dieses Heiligenhimmels Gestalt und Gehalt der Kirchen und Kapellen bestimmt, so beeinflußt ihre Legende einen gewichtigen Teil volkstümlichen Brauches bis zur Gegenwart und so sind auch ihre Namen als Kalenderdaten mit zahllosen Anbau-, Wetter- und Lebensregeln verbunden.“

Eine Reihe von eigens für den Vortrag aufgenommenen Lichtbildern sorgte für lebendige Anschauung.

Der Vormittag des Pfingstsonntags brachte, von Führungen durch die ehem. Konventsgebäude und die ehem. Abteikirche abgesehen, die Eröffnung einer Ausstellung mit Ikonen des Biberacher Ikonenmalers Nikolai Schelechoff. An der Orgel des Bibliotheksaaes war wiederum Fräulein Ingrid Scherrmann zu hören (Girolamo Frescobaldi, Hymnus Ave maris stella und Toccata in g). Dr. Adolf Schahl hielt die Eröffnungsansprache (vgl. den Abdruck Seite 218).

Die Studienfahrten des Pfingstsonntagnachmittags und des Pfingstmontags galten der bisher bei den Pfingsttagen noch nicht berücksichtigten Geologie Oberschwabens. Die Führung von Oberstudiendirektor Dr. Franz Wenk von Biberach war wissenschaftlich und pädagogisch von hohem Wert. Dem Bericht sei folgende Skizze aus der Feder des Verfassers vorangestellt:

„Oberschwaben ist etwas Besonderes, auch geologisch. Es ist ganz anders als das Stufengebirge der Schwäbischen Alb, das Ebenen- und Hügelland von Niederschwaben und Franken, das Horstgebirge des Schwarzwaldes und das Faltengebirge der Alpen. Hier waren es Faltungs-, Senkungs- und Hebungsvorgänge, also Vertikalbewegungen, die während einer viele Millionen Jahre andauernden geologischen Zeit am Werke waren. In Oberschwaben liegen solche Erscheinungen in der Tiefe verborgen. Hier sind es vielmehr horizontale Schübe des Rheintalgletschers und seiner Schmelzwässer – ihrer Entstehung nach nicht einmal eine Million Jahre zurückliegend –, die das Land formten.

Während der Tertiärzeit vor 20–60 Millionen Jahren wurden durch die Nordtrift des Afrikanischen Kontinents die Alpen gefaltet und gleichzeitig die Alb, das Unterland und der Schwarzwald gehoben. Oberschwaben aber sank während dieser langen Zeit ganz allmählich in vier Etappen rund 2000 m in die Tiefe. Der oberste Weiße Jura sackte mit ab – die Alb fällt ja an ihrer Südostgrenze Oberschwaben zu ein – und hielt die Verbindung mit den Alpen schalenförmig aufrecht. Zwischen Alb und Alpen entstand ein mehr als 100 km breiter Trog, in welchen das Mittelmeer, das Rhonetal heraufkommend, über die Burgundische Pforte eindrang, um ihn bis zum Wiener Becken mit tertiären Ablagerungen zu füllen. Der Meeresarm wechselte je nach der Senkungs- und Aufschüttungsgeschwindigkeit mit großen Süßwasserseen ab. Wir unterscheiden deshalb die Untere Meeresmolasse (von molere = zermahlen oder mollis = weich) mit Erdöl- und Erdgasvorkommen, die Untere Süßwassermolasse, die allenthalben am Donauufer angeschnitten ist, die Obere Meeresmolasse mit Haifischzähnen – im Kellerweg bei Saulgau aufgeschlossen – und die Obere Süßwassermolasse am Bussen und an fast allen Hangfüßen im südlichen Oberschwaben.

Über den tertiären Sedimenten liegen die eiszeitlichen Ablagerungen als oberste und dünnste Schale, denn die tertiäre Schale darunter ist rund 2000 m mächtig. Das

Gesicht des Landes wurde durch eiszeitliche Vorgänge geprägt, wobei die jüngsten Ablagerungen als Niederterrasse im Tal liegen und die älteren die Hochflächen bilden.“

Am Nachmittag des Pfingstsonntags wurde die Landschaft vom Biberacher Gigelberg aus, an der Schussenquelle und am Bussen studiert. Auf dem Gigelberg wurde folgendes gesagt: „Um Laupheim findet sich ein Terrassenland aus Kies. Es sind die, den verschiedenen Eiszeiten zugehörigen, Schmelzwasserablagerungen, welche stufenförmig hervortreten, wobei die oberste Stufe auch die älteste ist. Diese nahm ursprünglich das ganze Rißtal ein. Während der folgenden Zwischeneiszeit wurde sie teilweise abgetragen und in der nächsten Eiszeit auf tiefer liegendem Niveau wieder mit Kies aufgefüllt. So ging es weiter bis zur heutigen Talaue. Eiszeitlicher Gesteinsstaub (Löß) ließ auf den Kiesterrassen fruchtbares Ackerland entstehen.

Die hohen Talwände um Biberach gehören der rißeiszeitlichen Hochterrasse an. Über diese ist der Gletscher noch hinweggegangen und hat sie mit einer Grundmoräne aus groben Geröllen und Mergel überdeckt. Wo der Gletscher zum Stillstand kam, d. h. Eisnachschub und Abschmelzgeschwindigkeit sich die Waage hielten, wurden, wie bei Mettenberg und am Jordanbad, Kuppen und Rücken aus Gesteinsbrocken, Geröllen und Geschiebemergel wirt durcheinander aufgehäuft.“

Am Schussenursprung war zu hören: „Am südlichen Ende des Federseeriedes, aber schon im hügeligen Bereich der würmeiszeitlichen Endmoräne – im allgemeinen Europäische Wasserscheide genannt – entspringt die Schussen mit einer Schüttung von durchschnittlich 30 Liter in der Sekunde. Zum Wassereinzugsgebiet muß also noch ein beträchtlicher Teil des Federseebeckens gehören und dort zwischen Kanzach und Schussen eine unterirdische Wasserscheide bestehen. Da die Riß umgekehrt im Süden hinter den Wall der Endmoräne greift, kann die Girlandenlinie des bewaldeten Moränenzuges nicht schlechthin als Europäische Wasserscheide bezeichnet werden. Bei der Vertiefung des Schussen-Quellaustrittes im Jahre 1866 durch den Mühlebesitzer Käs wurden die weit bekannten alteiszeitlichen Stein- und Knochen-Werkzeuge, Rentiergeweihe, Schaber und Angeln gefunden, die auf eine längere Zeit der Besiedlung vor fünfzehn- bis siebzehntausend Jahren weisen.“

Und am Bussen: „Einen großen Kontrast verschiedener Landschaftsformen bildet das Land um den Bussen. Aus der weitausladenden, eintönigen Altmoränenlandschaft erhebt sich der deutlich – je nach der Härte des Gesteins – gestufte Bussen als pyramidenförmiger tertiärer Zeugenberg, ruinengekrönt und mit einer Wallfahrtskirche.“ Wißbegierigen sei gesagt, daß es dort immer noch die eßbaren Bussenkindle zu kaufen gibt; denn eine Wallfahrt auf den Bussen war und ist gegen Unfruchtbarkeit gut (vgl. auch die Komödie „Wallfahrt auf den Bussen“ von Willy Baur).

Eine größere Gruppe der Teilnehmer verzichtete auf den

Aufstieg, um das 1967 nach Plänen von Architekt Dr. Manfred Lehmbruck, Stuttgart, vollendete neue Federseemuseum zu besuchen, das nahe dem Steg auf Betonpfählen im Wasser steht und dessen große Glaswände die ganze Federseelandschaft hereinnehen in die Ausstellungsräume, welche die vor- und frühgeschichtlichen Funde jener Landschaft vereinen. Eine gute Zeichnung und Bildtafeln mit der Darstellung der technischen Vorgänge erleichtern das Verständnis. Professor Dr. Adolf Rieth, der das Museum eingerichtet hatte, führte in persönlich engagierter und darum auch jeden einzelnen packenden Weise.

Der Pfingstmontag brachte einen großen geologischen Streifzug durch das südöstliche Oberschwaben. Bei Fürmoos liegen vorrißeiszeitliche Deckenschotter, die den Untergrund der Hochterrassen südlich von Ochsenhausen bilden, so daß auch hier wieder eine Reliefumkehr festzustellen ist. Im Wurzacher Ried, dessen rißeiszeitliches Becken durch eine würmeiszeitliche Endmoräne – ähnlich wie beim Federseebecken – abgeriegelt wurde, tat man

einen Blick hinter die Waldkulisse an der Straße, wo sich das Hochmoor uhrglasförmig wölbt, von Torfmooren, typischen Hochmoorsträuchern und Latschen bestanden; auch die fleischfressende Pflanze des Sonnentauchs ist hier anzutreffen. Bei Arnach beobachtete man in einem Steinbruch die über Tertiär liegende würmeiszeitliche Endmoräne. Besonders schön war der Kranz von Seen, die auf Toteislöcher zurückzuführen sind, zwischen der äußeren und inneren würmeiszeitlichen Endmoräne; alle Stadien der Vermoorung ließen sich verfolgen. Bei Isny wurde die tertiäre Molasse studiert (vgl. dazu die „Wanderungen in der Umgebung von Isny im Allgäu“ von Franz Wenk und auch den „Geologischen Aufbau von Oberschwaben“ vom gleichen Verfasser). Bei der Waldburg eröffnete sich ein großer würmeiszeitlicher Aufschluß. Leider war der Blick vom Hohen Kreuz bei Aulendorf durch schlechtes Wetter getrübt. Mit der Berücksichtigung der schon genannten Oberen Meeresmolasse bei Saulgau wurde die höchst lehrreiche Studienfahrt beschlossen.

Jahreshauptversammlung 1969

Rottweil, 21. und 22. Juni

Die diesjährige gemeinsame Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes, des Verbands der württ. Geschichts- und Altertumsvereine und des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg am 21. und 22. Juni in Rottweil hatte ein Programm von ungewöhnlicher Spannweite. Es reichte vom römischen Rottweil über die Salinen um den oberen Neckar bis zur Autobahn Stuttgart-Bodensee. Wer an den Veranstaltungen teilnahm, wurde gewahr, daß es sich dabei um kein Konglomerat handelte, das dem Charakter der drei beteiligten Vereinigungen Rechnung trug, sondern daß der reichen Thematik ein Sinn für geschichtliche Kontinuität zugrunde lag, die sich von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft erstreckt und „Geschichte“ als ein komplexes Geschehen versteht, das alle Gebiete menschlichen Denkens und Tuns umfaßt. Für die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes wurde der Heimatbegriff, der einer solchen Konzeption innewohnt, spürbar: er umfaßte die gesamte vom Menschen je geprägte und noch zu prägende Umwelt in ihrer fortwährenden Wandlung.

Die von Baudirektor a. D. W. Kittel geleiteten Nachmittagsveranstaltungen des 21. Juni begannen mit einem Referat von Reg.-Dir. i. R. Dr.-Ing. Günter Schulz über die „Salinen um den oberen Neckar“. Dieser kam zunächst auf die Entstehung der Steinsalzlager im Muschelkalk des südwestdeutschen Raumes zu sprechen, wobei er

sich auf die Barrentheorie von Oxenius bezog. Die Geschichte der Erschließung am oberen Neckar beginnt mit der Erbohrung eines mächtigen Steinsalzlagers 1822 in Dürheim. Daraufhin leitete auch Württemberg Schritte zur Steinsalzgewinnung, vorzüglich mittels gesättigter Sole, ein. Die Geschichte der Saline Sulz a. N. wurde von Walter Carlé 1963 in der Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte geschildert; sie darf in der Berichterstattung übergangen werden. In Stetten wurden 1852/53 zwei Bohrungen niedergebracht, die in 123 und 77 m Tiefe ein Salzlager von 8,80 und 2,25 m Mächtigkeit antrafen. Schachtabteufen von 1854–1866 ergab kein Salz und stieß nur auf Auslaugungsgebirge. Hingegen erfolgten starke Kohlensäureausbrüche, die zeitweise industriell genutzt wurden (insgesamt traten bis 1965 etwa 23 Millionen m³ Kohlensäure aus). 1857 wurde ein 8–10 m mächtiges Salzlager angefahren. Bergmännischer Abbau führte ab 1955 zur Anlage von großen Abbaukammern und zur Bandförderung mittels eines Schrägschachtes. Die Produktion stieg ab 1962 auf 100 000 t/Jahr; sie wird zu 90% von der chemischen Großindustrie abgenommen.

Vier Wochen nach dem Fündigwerden der Dürheimer Bohrung (s. o.) entsandte König Wilhelm I. den Salineninspektor von Alberti nach Schwenningen. In den Folgejahren wurden 7 Bohrungen niedergebracht, von denen 5 fündig und 4 als Solbrunnen über 40 Jahre in Betrieb

waren. Das Salzlager liegt hier 150–160 m tief; seine Mächtigkeit beträgt 10–17 m. Die Solepumpen wurden mit Göpelwerken betrieben, da Wasserkraft fehlte. Auch die Brennstoffversorgung bereitete Schwierigkeiten. Die gesamte Produktion der Saline Schwenningen, die von 1823–1865 in Betrieb war, wird auf rund 160 000 t (eingeschlossen 5 t Viehsalz) geschätzt. Der Hauptteil von etwa 150 000 t ging in die Schweiz.

Der Abbau in Rottweil wurde durch allerhöchste Resolution vom 5. Oktober 1824 ausgelöst, nachdem Bohrungen im Prinntal ein rund 12 m mächtiges Lager in 140 bis 150 m Tiefe nachgewiesen hatten. Es bestanden drei Bohrhäuser (das Obere, das Bohrhaus in den Riedwiesen und das Untere) mit 9 Bohrlöchern. Der Antrieb der Förderwerke geschah durch die Wasserkraft der Prim. Als Brennstoff wurden Holz und Torf verwendet; ab 1865 erfolgte die Umstellung auf Steinkohlefeuerung. Die Produktion belief sich anfangs auf etwa 5000 t/Jahr, später 5000–7000 t; davon waren etwa 4 % Vieh- und Abfallsalz. Der Absatz ging von 1825–1860 zu 60–70 % in die Schweiz. Am 2. April 1968 erloschen die Feuer. Kurze Zeit vor der Tagung hatte die Demontage der Anlage begonnen (vgl. über diese W. Kittel in Heft 2/1969 der „Schwäbischen Heimat“, S. 140–145).

Das zweite Nachmittagsreferat galt dem Thema „Die Reichsstadt Rottweil – Geschichte und Kultur“. Referent war Oberstudiendirektor i. R. Franz Betz, auf dessen mannigfache wertvolle Veröffentlichungen über das alte Rottweil hier hingewiesen sei. In nachdrücklicher Rede verstand er es, trotz des Zeitdrucks, unter dem er stand, das Besondere in Rottweils Geschichte und Kultur aufzuzeigen. Er begann bei der römischen Zeit, deren Kenntnis durch die Ausgrabung der Thermen (s. u.) im Jahre 1967 und den Nachweis eines Lagers auf Hochmauren, des dritten neben dem Erdkastell der Legio XI und dem kleineren gemauerten Kastell der Ala I Flavia auf dem Nikolausfeld, im Jahre 1968 bereichert wurde. Die anfängliche Militärsiedlung entwickelte sich zu einem Straßen- und Handelsmittelpunkt. Rottweil war die einzige Stadt mit römischem Bürgerrecht rechts des Rheins, wie das 1950 in einem römischen Brunnen gefundene Schreiftäfelchen aus dem Jahre 186 n. Chr. beweist, welches die Bezeichnung „*aris municipio*“ enthält, ein Hinweis zugleich auf den Namen „*Arae Flaviae*“. Das Forum des Municipiums ist noch nicht gefunden; es dürfte sich an das auf dem Nikolausfeld ausgegrabene Bad angeschlossen haben und später überbaut worden sein. Nach den Verwüstungen der Alemannenzeit zogen die Franken um 750 das Gelände an sich und erbauten ihren Königshof auf römischem Boden; schon vorher war um 700 in der Altstadt die erste christliche Kirche, die Pelagiuskirche, als Eigenkirche eines alemannischen Grundherrn entstanden. Im weiteren Verlauf seiner Darlegungen kam der Vortragende auf das Kaiserliche Hofgericht (als Ächtungsgericht, Berufungsgericht und Beurkundungsstätte) und das Pürschgericht (als Malefiz-

gericht unter der Gerichtslinde des Königshofes) zu sprechen. Hinsichtlich der Stadtgründung sprach sich Oberstudiendirektor i. R. Betz eindeutig für staufische Herkunft aus. Sodann hob er die Beziehungen zur Schweiz hervor, mit deren Eidgenossenschaft es seit 1519 durch einen theoretisch nie aufgehobenen „Ewigen Bund“ verknüpft war; die Feier des Jubiläums steht bevor. Die Ausführungen über die Kunstdenkmale Rottweils blieben zwar auf wenige Hinweise beschränkt, doch konnte dies der Vortragende bei seiner Stadtführung des nächsten Tages ausgleichen. Mit besonderem Nachdruck übte er Kritik an dem in Heft 2/1969 der „Schwäbischen Heimat“ erschienenen Aufsatz von W. Beeh über die Skulpturen des Kapellenturmes, deren Deutung und zeitliche Ansetzung (vgl. dazu „Das Geheimnis des Brautreliefs“ I und II in den Rottweiler Heimatblättern, Juni und November 1967). Eine nochmalige wissenschaftliche Durcharbeitung des Gesamtproblems scheint im Blick auf verschiedene nicht haltbare Thesen Beehs dringend erforderlich.

Die Mitgliederversammlung im Bürgersaal des Städt. Kaufhauses brachte zunächst den Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden. Er wurde mit einem Überblick der Mitgliederbewegung eingeleitet, die weiterhin rückläufig ist (185 Austritte, 93 Todesfälle, 146 Beitritte). Der Mitgliederstand belief sich am 1. Januar 1969 auf rund 7440. In den Vorstand wurde am 8. Januar 1969 Dr. Hermann Nägele berufen, Verlagsdirektor von W. Kohlhammer. Der Vorstand trat regelmäßig zusammen und bewältigte in seinen Sitzungen ein umfangreiches Programm. Auf den 11. Januar rief man Vorstandsmitglieder, Ehrenmitglieder, Vertrauensmänner und einen Kreis jüngerer Mitglieder zu einer Aussprache über die Gewinnung jüngerer Mitglieder zusammen. Dies geschah auf Grund eines Beschlusses der Mitgliederversammlung vom 22. Juni 1968 und des Antrags Günter Hanke vom 12. Mai 1968 („Wie läßt sich die Struktur der Mitglieder des Heimatbundes verändern, damit auch die jüngere Generation einen tragenden Anteil erhält?“). Hierüber führte der Vorsitzende wörtlich aus:

„Bei der Aussprache wurde deutlich, daß sich die Mehrzahl der Anwesenden zu der Auffassung bekannte, es gelte weniger den in Berufsausbildung befindlichen jungen Menschen anzusprechen als vielmehr etwa Dreißigjährige, welche aus der Einseitigkeit ihrer beruflichen Fachausbildung herausstreben und nach geistigem Anschluß verlangen, sowie durch Familie und Beruf die Verantwortung für das Gemeinwohl empfinden. Diese allerdings könnten nur gewonnen werden, wenn sie erfahren, daß der Heimatbund unter ‚Heimat‘ den *ganzen* ideellen und materiellen Lebensraum versteht und dabei nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts gewandt ist. Es gehe darum, die Umwelt kennenzulernen und an ihrer Gestaltung mitzuwirken. In diesem Sinne wurde mehr Aktualität und echt progressiver Charakter für die Zeitschrift gewünscht, dem Hauptwerbemittel. Man müsse in

alles, was getan wird, die Motivation erfahren: Was tut der Heimatbund für die Gesellschaft, inwiefern arbeitet er daran mit, daß unser Lebensraum dem kommenden Geschlecht innerlich und äußerlich gemäße Umwelt sei? Nicht nur negative Kritik, positive Hinweise vor allem auf gute Leistungen der Gegenwart im Städtebau, der Architektur und auf anderen Lebensgebieten seien nötig. Die Vergangenheit wäre mit der Gegenwart zu konfrontieren. Im Veranstaltungswesen ist auf strengste Wissenschaftlichkeit und fachliche Richtigkeit des Gebotenen zu achten. Für bestimmte Berufsgruppen sind besondere Studienfahrten zu machen. Das Programm der Studien- und Lehrfahrten solle vielseitig sein. Auch an selbständige, zur Werbung geeignete Publikationen über bestimmte Themen wurde gedacht.“ Mit dem allem wird sich der Vorstand in seinen nächsten Sitzungen befassen.

In diesem Zusammenhang wurde an die 50%ige Ermäßigung des Mitgliedsbeitrags von in Berufsausbildung befindlichen Personen, ferner die 20%ige Ermäßigung der Teilnehmergebühren für Jugendliche, die Einrichtung der Freiplätze bei den Ferienwochen und die Studienfahrt für Schüler der höheren Klassen Stuttgarter Gymnasien alljährlich an Peter und Paul erinnert. Auch auf das bevorstehende Ferienlager, das sich unter Leitung von Hauptkonservator Dr. H. Schönnamsgruber mit Pflegearbeiten in unseren Naturschutzgebieten Irrenberg und Hirschauer Berg befaßt, wurde hingewiesen.

Die von Stuttgart aus durchgeführten Studien- und Lehrfahrten erweisen sich weiterhin als ein gutes Mittel, unseren Vereinszwecken zu dienen. Sie sind durchweg gut besetzt. Die Ferienwoche und die Pfingsttage in Ochsenhausen haben weiter an Anziehungskraft gewonnen; die Teilnehmerzahlen waren überdurchschnittlich hoch. In den Ortsgruppen ist die Tätigkeit der Vertrauensmänner Billig in Kirchheim u. T., Konrektor Philippin in Leonberg, Rektor i. R. Vogler in Leutkirch, Oberbaurat i. R. Wintterlin und Herrn Fuchs in Heilbronn sowie Baudirektor i. R. Zimmermann in Ulm hervorzuheben. Sie traten mit selbständigen Veranstaltungen auf, wobei es, vor allem in der Ortsgruppe Kirchheim u. T., zu einem merklichen Mitgliederzuwachs kam. Für den verstorbenen Backnanger Vertrauensmann Karl Bruder wählten die Backnanger Mitglieder in einer Mitgliederzusammenkunft vom 22. April Architekt Ing. Erkert als Nachfolger. Leider ist es trotz aller Bemühungen bisher nicht gelungen, am Tagungsort Rottweil oder in Balingen und Tuttlingen eine Ortsgruppe zu gründen. Unter der Leitung von Professor Dr. H. Dölker hält die Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde am 25. Juni ihre 100. Sitzung (der neuen Zählung) ab. Sie ist die einzige Arbeitsgemeinschaft im Sinne von § 8 der Satzung, die der Verein aufstellen und unterhalten konnte, was ausschließlich dem selbstlosen persönlichen Einsatz ihres Leiters zu verdanken ist. Besonders fruchtbar erwies sich ihre Arbeit, die der Erörterung vieler volkskundlicher Themen und Themenreihen gewidmet war, hinsichtlich

der Verbindung zwischen der Wissenschaft und dem volkskundlich interessierten Laien. In diesem Sinne erstattete der Vorsitzende Professor Dr. Dölker den Dank für die wissenschaftliche und pädagogische Leistung sowie den Dienst, den er damit dem Verein und seiner Sache leistete.

Über Angelegenheiten der Heimatpflege, die von öffentlicher Bedeutung sind, wurde laufend in der „Schwäbischen Heimat“ berichtet (vgl. besonders die Rubrik „Was uns beschäftigt, was uns angeht“). Unter den Naturschutzangelegenheiten steht an erster Stelle der Besitzzuwachs in den Weiherwiesen, der in erster Linie Forstrat Weiß von Heubach zu verdanken ist, und am Oberen Leimberg. In den Weiherwiesen wurde der Vordere Weiher auf Kosten der zuständigen Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege angespannt. Im Prozeßweg konnte erreicht werden, daß die Auflassung einer am 11. 7. 1942 gekauften Parzelle der Markung Schwäb. Gmünd-Oberbettringen (Vogelschutzgehölz) nach dem Wortlaut des Vertrages erfolgen kann. Der Vorstand ist in der Aktionsgemeinschaft zur Erhaltung des Schönbuchs, die das bekannte Flughafenprojekt ablehnt, durch Dr. Schönnamsgruber vertreten; als das einzig Mögliche wird der Ausbau des Echterdinger Flughafens auf ein erträgliches Maß befürwortet.

In der Denkmalpflege stand das Thema Freilichtmuseum obenan. Nachdem alle bisher eingeschlagenen Wege im Sand verliefen, soll versucht werden, über Vereine, Organisationen der Landwirtschaft, Universitäten und vielleicht auch durch Stiftungen von Industrie und Privaten sowie durch Politiker, die sich einer solchen kulturellen Aufgabe verpflichtet fühlen, etwas zu erreichen. In dieser Verbindung wurde auf die Schweiz hingewiesen, wo am Briener See ein gesamtschweizerisches Freilichtmuseum entstehen soll, „das auf wissenschaftlicher Basis ein möglichst umfassendes Bild der bäuerlichen Bau- und Wohnkultur unseres Landes zeigt“ (Text der Stiftungsurkunde). Der Vorsitzende bat, alle Personen, die sich an einer entsprechenden Stiftung für ein zentrales Freilichtmuseum von Baden-Württemberg beteiligen möchten, sich an Archivoberamtmann Akermann in Göppingen, Rathaus, zu wenden.

In städtebaulichen Fragen ist zu verzeichnen, daß der Gemeinderat der Stadt Ludwigsburg am 26. 3. 1969 entschied, daß die vorgebrachten Bedenken gegen die Führung der B 27 im Zuge der Stuttgarter Straße und der Schloßstraße nicht berücksichtigt werden können und der betreffende Bebauungsplan als Satzung beschlossen ist. Dies hat auch einen Eingriff in den Favoritepark zur Folge, der jedoch durch Eingliederung neuer Flächen ausgeglichen werden soll. Auf die Tangentiallösung wird man dennoch nicht verzichten können. Was den Flächennutzungsplan Stuttgart angeht, so kann als Ergebnis einer Besprechung zwischen Bürgermeister Dr.-Ing. Farenholtz und den Vertretern der interessierten Stuttgarter Vereinigungen, darunter auch des Schwäbischen Heimatbundes, folgendes festgestellt werden: Der sog. Südring

wird von der Stadt Stuttgart aus dem Planungsverfahren herausgenommen und nicht weiterverfolgt. Die Führung der B 295 (Direktverbindung Weilimdorf-Innenstadt) wird von den Anwesenden unter der Voraussetzung gebilligt, daß der Fasanengarten umgangen wird und die Durchfahrt im Bereich der Hohen Warte nicht in offenem Einschnitt erfolgt, sondern überdeckt. Mit den Waldverlusten im Bereich Heimberg-Kräherwald will man sich, wenn dafür der Ausbau der Berghheimer Steige unterbleibt, abfinden. Als dringend erforderlich wurde jedoch durch den Vorsitzenden die Verbesserung der Auffahrt von Gerlingen zur Schillerhöhe bezeichnet. Bedenken äußerte er gegen die Sillenbacher Umgehungsstraße wegen zu vieler Einmündungen in die mittlere Filderlinie und Abzweigungen. Auch sollte das Naturschutzgebiet Eichenhain nicht beeinträchtigt werden.

Mit verwandten Vereinigungen wurde Fühlung gehalten. Hervorzuheben ist die Stephan-Ludwig-Roth-Feier, die zusammen mit der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen im Weißen Saal des Neuen Schlosses in Stuttgart veranstaltet wurde, einen ausgezeichneten Vortrag von Professor Dr. Folberth aus Salzburg über Roth brachte, der in Tübingen studierte und württembergische Bauern in Siebenbürgen anzusiedeln suchte, bis er in den politischen Wirren von 1849 ein tragisches Ende fand (vgl. S. 181).

Mit dem Deutschen Heimatbund steht der Schwäbische Heimatbund in ständiger Fühlung; der Vorsitzende arbeitet als Beisitzer im Vorstand mit. Das Jahrbuch 1967/68 wird demnächst erscheinen. Es enthält die beim Tag der Deutschen Heimatpflege 1966 in Stuttgart gehaltenen Vorträge. Der nächste Tag der Deutschen Heimatpflege soll 1970 in Freiburg i. Br. stattfinden.

Diesem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Tätigkeitsbericht folgte der Kassenbericht des Schatzmeisters Willy Baur, dem zu entnehmen war, daß sich im Berichtsjahr 1968 ein Defizit von rund DM 7500.- ergab, das jedoch im Jahre 1969 vermutlich um ein Drei- bis Vierfaches überhöht werden wird, vor allem wegen der Höhe der Herstellungskosten der „Schwäbischen Heimat“, die in keinem Verhältnis mehr zu den Einnahmen aus Mitgliedsbeiträgen und Spenden stehen. Er ließ durchblicken, daß die Verantwortung für die fernere Herausgabe der Zeitschrift in der bisherigen Ausstattung und auch im bisherigen Umfang beim Staat liege, dessen Zuschüsse mit den gestiegenen Herstellungskosten nicht Schritt gehalten hätten. Kassenprüfer Zollamtmann i. R. Helmut Rathgeber erstattete den Prüfungsbericht, wonach sich keine Beanstandungen ergaben; dem Schatzmeister wurde Entlastung erteilt. Der Prüfungsbericht für 1967 wurde nachgetragen und der Schatzmeister auch für dieses Jahr entlastet.

Da Anträge keine vorlagen, wurde zur Neuwahl des Vorsitzenden geschritten. Baudirektor a. D. W. Kittel erklärte, sich aus Altersgründen und mit Rücksicht auf verschiedene persönliche Vorhaben nicht mehr wählen

lassen zu können; er verband damit den Ausdruck lebhaften persönlichen Dankes an alle Mitarbeiter. Sodann stellte er den Antrag, auf Grund eines einstimmigen Vorstandsbeschlusses Regierungspräsident Willi Birn, Tübingen, zu seinem Nachfolger zu wählen. Dieser wiederholte seine bereits erklärte Bereitschaft. Er wurde daraufhin von rund 200 anwesenden Mitgliedern ohne Gegenstimme mit drei Stimmenthaltungen zum Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes gewählt. Er dankte für das in ihn gesetzte Vertrauen, indem er darauf hinwies, daß er sich nicht ohne Bedenken zur Wahl gestellt habe, weil er durch das Amt des Regierungspräsidenten in Südwürttemberg-Hohenzollern stark in Anspruch genommen sei, auch als Regierungspräsident in Angelegenheiten der Heimatpflege Entscheidungen zu treffen habe, die durch andere wichtige Gesichtspunkte bestimmt würden. Doch habe er den Eindruck, daß Heimatpflege, wie sie der Schwäbische Heimatbund verstehe, nichts Einseitiges, sondern etwas sehr Vielseitiges sei und die Berücksichtigung jener Gesichtspunkte einschließe, auch bei aller Wahrung des wertvollen Überlieferten auf ein neues fortschreitendes Ganze hinwirke, das den Namen der Heimat verdiene.

Hierauf richtete der 1. stellv. Vorsitzende Dr. Graf Adelman folgende Worte an die Anwesenden:

„Ich habe mich einer selbstverständlichen und gerne zu erfüllenden Pflicht zu unterziehen, nämlich dem scheidenden Vorsitzenden, Herrn Walter Kittel, den Dank des Vorstandes und auch den aller Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes auszusprechen.

Herr Kittel hat den Schwäbischen Heimatbund seit dem 2. Juli 1960 bis zum heutigen Tage geleitet. Er hat dabei nicht nur den Verein bei allen sich bietenden Gelegenheiten repräsentiert, sondern er diente ihm mit seinem fachlichen Wissen und Können in ungezählten Fällen. Ganz besonders haben wir es geschätzt, daß Herr Kittel sehr lebhaft an allen Angelegenheiten teilnahm, die mit der zukünftigen Prägung unseres heimatlichen Lebensraumes zusammenhängen. Das gilt vornehmlich für Naturschutz und Landschaftspflege in Groß-Stuttgart, Stuttgarter Waldfragen, den Flächennutzungsplan Stuttgart und einzelne Stuttgarter Bebauungspläne. Aber auch in Esslingen, Hirschau, Leonberg, Ludwigsburg, Weinsberg und Weißenau hat er sich zu Fragen der Architektur und des Städtebaus nachdrücklich geäußert. Ich denke dabei auch an die ungewöhnliche Sorgfalt und Liebe, mit der Herr Kittel die städtebaulichen Probleme vom Gesamttraum der Landschaft her, unter Erfassen der verschiedensten Positionen, untersuchte und zeichnerisch festhielt, wodurch erst eine endgültige Stellungnahme möglich wurde. Der Bebauungsplan Königen war ihm, wegen des Römerkastells, dessen Gelände es aus der Bebauung herauszuhalten galt, besonders wichtig. Auch in Wildberg sprach er, wie immer persönlich engagiert – wenn auch vergeblich – mit. Objekte der Denkmalpflege wie die Pliensaubrücke Esslingen, die Burg Rammingen, der Steinerner Bau in Nürtingen oder der sog. Schafstall

Dettingen, ein altes Steinhaus, fanden seine aufmerksame Beachtung. Man merkte es hier und dort im Lande: der Heimatbund sprach mit und suchte auf die Verbindung des guten Alten mit dem guten Neuen hinzuwirken. Mit vollem persönlichem Einsatz betrieb er seit 1961 die Verwirklichung des von ihm als richtig erkannten Gedankens eines zentralen Freilichtmuseums für Baden-Württemberg. Aber auch die Wichtigkeit von Naturschutz und Landschaftspflege für die Gesundheit unseres heimatlichen Lebensraumes hat er immer wieder betont. In diesem Sinne äußerte sich der Verein unter seiner Leitung hinsichtlich des Argenprojektes, des Brettachtales, des Goldersbachtals, der Baggerseen bei Pleidelsheim, der Blaukorrektur und der Reblandumlegungen. Der Mehrung unseres Besitzes an naturgeschützten oder naturschutzwürdigen Grundstücken war er zugetan. Zu anderen Vereinigungen hielt er persönlich Kontakt und vertrat den Schwäbischen Heimatbund nicht nur im Vorstand des Deutschen Heimatbundes, sondern auch bei vielen Tagungen, die Themen der Heimatpflege behandelten. Die Vereinsatzung wurde unter ihm, durch Einführung des Amtes des 2. stellv. Vorsitzenden, abgeändert. Für die Ehrenmitglieder ließ er formgerechte Urkunden anfertigen. Nicht vergessen wollen wir auch die Mühen und den Zeitaufwand, die mit der Abhaltung der Vorstandssitzungen und der Leitung der Geschäftsstelle zusammenhängen.

Der Vorstand hat daher beschlossen, den Dank für seine Tätigkeit als Vorsitzender in der Weise festzuhalten, daß wir ihn in die Reihe der Persönlichkeiten aufnehmen, die wir als Leitbilder erkennen, und ihn zum Ehrenmitglied ernennen.“

Die anschließend vorgenommene Ernennung wurde mit den Stimmen aller anwesenden Mitglieder, ohne Gegenstimme und Stimmenthaltung, vollzogen.

Unter Leitung des neuen Vorsitzenden wurde Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder ohne Gegenstimme und Stimmenthaltung zum 2. stellv. Vorsitzenden wiedergewählt.

Ihre öffentliche Bedeutung erhielt die Jahreshauptversammlung durch die Behandlung der Autobahnfrage und zwar sowohl vom Standpunkt des Straßenbauers Ministerialdirigent Professor Dr.-Ing. Böhringer aus als auch des Naturschützers und Landschaftspflegers Hauptkonservator Dr. H. Schönnamsgruber, wobei sichtbar wurde, daß Straßenbau und Landschaftsgestaltung heute keine Gegensätze mehr sind, sondern auf eine Trassenführung hin zusammenwirken, die den Erfordernissen des Schnellverkehrs ebenso entspricht wie der Psychologie des Kraftfahrers, der Landschaftsästhetik und den vielseitigen Bildungsgesetzen des durchfahrenen Gesamtgebietes. Auszugsweise sei die Besprechung von Willy Baur in der Hohenzollerischen Zeitung vom 26. Juni wiedergegeben: „Ausgehend von einer knappen historischen Einleitung in die Straßenbautechnik umriß Professor Böhringer die Aufgaben und Forderungen, die an den verantwort-

lichen Planer für Autobahnen und Bundesstraßen gestellt werden. Die Bewältigung der rein technischen Probleme, wie Tunnel- oder Brückenbauten, Aushebung tiefer Einschnitte oder Aufschüttung hoher Dämme, ist dank unserer hochentwickelten Technik nicht schwierig. Schwerer ist es schon, die Linien, die zügig geführt werden müssen, in dem nötigen Abstand von geschlossenen und Einzelsiedlungen zu halten, wichtige Gebiete ernährungswichtigen Bodens so wenig als möglich in Anspruch zu nehmen und für die Landschaft bedeutsame Waldkomplexe zu schonen.“ Die der Psychologie des Kraftfahrers angemessene Linienführung ist nicht die lange Gerade, „sondern die sorgfältig in das Profil des Geländes eingepaßte, weit geschwungene Linie. Es hängt nach sorgfältigen Untersuchungen und statistischer Erfassung der Unfallhäufigkeit sehr weitgehend von der guten Trassierung einer Autobahn ab, ob sich der Fahrer auf ihr wohl und zu einer zwar raschen, aber sicheren Fahrweise oder unsinnigen und gefährlichen Raserei veranlaßt sieht. So rücken psychologische Faktoren bei der heutigen Planung von Autobahnen stark in den Vordergrund. In einer das Landschaftsbild beherrschenden Baum- oder Waldgruppe, einer romantischen Felspartie, einem bedeutsamen Bauwerk, sieht der Straßenbauer darum nicht mehr ein unbequemes Hindernis, sondern einen wertvollen Landschaftsbestandteil, der in die Gestaltung des gesamten Werkes einzuplanen ist und darin eine wichtige Rolle zu spielen hat.“

Am stärksten überzeugten die Ausführungen von Professor Böhringer wohl durch die Aufnahmen und Pläne sowie die damit verbundenen Erläuterungen, aus denen hervorging, wie sehr der Straßenbauer von heute die verkehrsbedingte Dynamik der Trassenführung mit der naturbedingten Dynamik der Landschaftsgestalt zu einem Ganzen verbindet, das schlechthin „schön“ zu wirken vermag.

Diesem Abendvortrag folgte am Sonntagvormittag der Festvortrag von Hauptkonservator Dr. H. Schönnamsgruber. Die Feierstunde wurde von kammermusikalischen Darbietungen eines Rottweiler Musikkreises umrahmt. Die Leitung hatte Staatsarchivdirektor Dr. E. Gönner als Vorsitzender des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine. Er begrüßte, indem er im Sinne eines rechten Geschichtsverständnisses auf die notwendige Verbindung der Einsicht in die Vergangenheit und die sie bestimmenden Kräfte mit der Einwirkung auf Gegenwart und Zukunft hinwies. Bürgermeister Dr. Regelman richtete auch namens des Landkreises herzliche Grüße an die Anwesenden, wies auf die gerade in Rottweil im Rahmen der Altstadtanierung gebotene Zusammenführung von Alt und Neu hin und dankte für das Rottweil gewidmete Heft der „Schwäbischen Heimat“. Wenn auch der Vortrag von Dr. Schönnamsgruber als eine Art Korreferat zum Vortrag von Professor Böhringer gedacht war – dies wurde in der verschiedentlich geübten konstruktiven Kritik deutlich –, so trat darin doch im

Grunde ein Moment der Ergänzung des Straßenbauers durch den Landschaftspfleger und der Zusammenarbeit zutage, welches – dies empfanden die Teilnehmer lebhaft – seine Ausführungen nicht als „Entgegnung“ sondern als Zeugnis einer Begegnung verstehen ließ. Vielleicht kam dabei nicht genügend zum Ausdruck, daß der Herrenberger Tunnel, der technisch keine Schwierigkeiten zu bereiten scheint, eine Art „politische Lösung“ sein dürfte, die den Charakter des Bestmöglichen trägt. Hören wir weiter Willy Baur (s. o.):

„Großes Kopfzerbrechen macht den Planern der Weg zwischen dem Ostteil von Ergenzingen und der klösterlichen Anlage der benachbarten Liebfrauenhöhe. Beide Siedlungen sind in gleicher Weise vom Verkehrslärm bedroht, wenn nicht der nötige Abstand gehalten werden kann . . . Als beste Möglichkeit für die Überquerung des Neckartales hat sich die Talenge oberhalb des Bahnhofes Eyach angeboten. Die Hochbrücke, über deren architektonische Form noch diskutiert wird, beherrscht zwar diesen engeren Bereich, verbirgt sich aber für das ganze Talbild doch wenige Kilometer ober- oder unterhalb. Ähnliche Sorgen wie bei Ergenzingen bereitet den Planern, wegen des engen verfügbaren Raumes zwischen den bewohnten Gebieten, die Umgehung von Empfingen. Sie wird erschwert durch die Notwendigkeit einer großen Kleeblattanlage. Abgesehen von einigen Schwierigkeiten, wie man bei Renfrizhausen den Abstand einhalten kann, scheint man sich um das anschließende Stück durch das Mühlbachtal und entlang den Keuperhängen nicht so große Bedenken zu machen wie die kleine Gruppe der Liebhaber dieser so wenig bekannten, aber ungemein

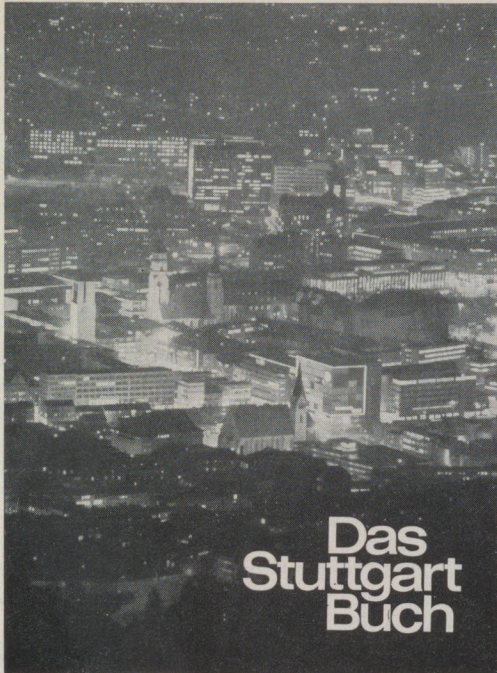
idyllischen Keuperwäldchen. Desto mehr sind sich die Straßenbauer und Landschaftspfleger der schweren Aufgabe bewußt, bei der Umgehung von Rottweil für den zweiten Übergang über das Neckartal zwischen Schloß Hohenstein und der ehemaligen Neckarburg mit ihren Umlaufbergen die rechte Gestalt zu finden und im Anschluß daran das weniger bekannte Eschachtal in guter Form zu überwinden. Die Führung über den obersten Neckar und die Ostbaar wird eine wenig bekannte Landschaft in das öffentliche Blickfeld rücken; wichtig wird dort die Einfügung in die Wartberglandschaft und die Überquerung des Donautals mit einer langen Brücke. Jenseits bei Kirchen-Hausen beginnt kurz vor dem Abstieg in das Hegau ein Abschnitt, der besonders schwierige, aber in der Planung überzeugende Teile aufweist.“

Die sonntagnachmittäglichen Führungen suchten den verschiedenen Interessen der Teilnehmer gerecht zu werden. Oberstudiendirektor i. R. Franz Betz führte durch die alte Stadt (s. o.), Oberstudienrat Willi Stähle durch die Lorenzkapelle. Das Kastellgelände wurde von Dieter Plank erläutert (vgl. den Sonderbericht in diesem Heft). Professor Dr. H. Dölker unternahm mit den Insassen eines Omnibusses einen Streifzug über den kleinen Heuberg. Hauptkonservator Dr. Schönnamsgruber und Stadtarchivar Dr. Hecht führten bei einer Fahrt, auf deren Programm die Neckarburg, Herrenzimmern und die Schlichemklamm standen; und schließlich unternahm Willy Leygraf mit einer kleinen Gruppe einen Besuch bei Bildhauer Erich Hauser in Dunningen.

Mitteilung des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart

Georges Cuvier, geboren 23. August 1769 in Mömpelgard und Schüler der Hohen Karlsschule 1784 bis 1788, hat bei seinen Forschungen über die Wirbeltier-Paläontologie und über die Geologie aus den Sammlungen des damaligen Herzoglichen Naturalienkabinetts geschöpft. Der Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg, der in diesem Jahr sein 125jähriges Bestehen begeht, und die Stadt Stuttgart veranstalten am Abend des 27. November in der Liederhalle eine Jubiläumsfeier, bei der Professor Dr. Kuhn-Schnyder (Zürich) über Georges Cuvier sprechen wird. Wir machen

unsere Mitglieder darauf aufmerksam; Einladungen können beim Staatlichen Museum für Naturkunde im Schloß Rosenstein angefordert werden. Am 3. November wird in der Städt. Girokasse Stuttgart, Königstraße, eine Ausstellung über Georges Cuvier eröffnet. In ihr werden Briefe, Dokumente, Bilder und paläontologische Schaustücke zu sehen sein, die das Staatliche Museum für Naturkunde, das Hauptstaatsarchiv, die Württ. Landesbibliothek, das Stadtarchiv Stuttgart und das Schiller-Nationalmuseum Marbach zur Verfügung stellen werden.



Ludwig Windstosser
Hermann Missenharter

Das Stuttgart Buch

Großer Bild- und Textband, fotografiert von Ludwig Windstosser, Text von Hermann Missenharter. Dritte, vollständig überarbeitete und ergänzte Auflage. 116 Seiten mit 5 mehrfarbigen und 73 einfarbigen Bildtafeln, davon über 45 Neuaufnahmen. Bildunterschriften und Textzusammenfassungen in Englisch und Französisch; 21,5 x 28,5 cm. Halbleinen mit vierfarbigem Überzug. DM 32.–

78 Bilder sind Verweilplätze auf dem Weg Ludwig Windstossers durch Stuttgart, der zu einem kurzweiligen Rundgang wird. Es sind Bilder dabei, die so trefflich gelungen sind, daß man immer wieder gerne zu ihnen zurückkehrt. Aber, und das ist schön, Windstosser hat nicht nur Plätze, Straßen, Bauten, Stäffele abgebildet, er zeigt auch die Menschen, die in dieser Stadt leben und arbeiten.

Donaufahrt mit Dir

Landschaft, Geschichte, Kunst und Brauchtum des Donaupraumes vom Ursprung des Stroms bis Passau.

Dazu ein ausführliches Ortsregister und zwei Übersichtskarten. Umfang 252 Seiten Text, 27 ganzseitige Aufnahmen. Format 15 x 22 cm. Halbleinen, mit farbigem Schutzumschlag. DM 22.80

Anhang mit den 230 schönsten Wandervorschlägen zwischen Donaueschingen bzw. dem Wutachgebiet und Passau, sowie einer Zusammenstellung von mehrtägigen Wanderungen. Wissenswertes über die Donauschiffahrt, eine Dampferfahrt von Passau nach Wien, Wintersportmöglichkeiten und die das Gebiet berührenden Touristenstraßen. Verzeichnisse der Jugendherbergen und Wanderheime, Aussichtstürme und Aussichtspunkte, Campingplätze, Heilbäder und Kurorte. Zusammengestellt von Albert Allgaier.

Hermann
Missenharter
**Liebes
altes Württemberg**



Kohlhammer

Donaufahrt mit Dir

Max Rieple



Hermann Missenharter

Liebes altes Württemberg

290 Seiten. Mit 14 Reproduktionen von Merian-Stichen sowie einem Kupferstich aus dem Stammbuch des Württ. Regentenhauses. Leinen DM 19.80

Wer über schwäbische Geschichte und Kulturgeschichte schreibt, stellt zugleich ein gewichtiges Kapitel deutscher Geschichte und Geistesgeschichte dar. Und daß die schwäbische Entwicklung nicht immer in tiefem Ernst verlief, sondern bis in historische Entscheidungen hinein von Witz und Humor – vor allem von fruchtbarer Selbstironie! – begleitet wurde, zeigt Missenharter, der bekannte Essayist, in einer kaum eleganter zu denkenden Schreibweise an chronistisch belegten, oft aber unbekannten Ereignissen.

Leichten Fußes und aufs köstlichste unterhalten durchstreifen wir mit Missenharter die geologische, historische und kulturelle Vergangenheit seines lieben alten Württembergs.

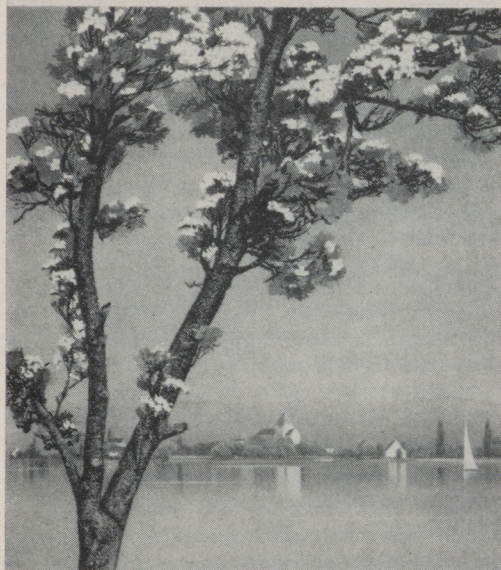
Bitte beachten Sie unsere Anzeigen:

DIENTST am BUCH Versandbuchhandlung 7000 Stuttgart 1 Postfach 3057

Aus unserem reichhaltigen Angebot:

Verliebt in den Bodensee

Max Rieple



Erlebter Schwarzwald

Ein Gesamtbild des Schwarzwaldes für den Wanderer, Skiläufer, Autofahrer, Natur-, Kunst- und Heimatfreund.

Anhang von A. Allgaier mit über 200 Tourenvorschlägen. Beschreibung der Höhenwege, Verzeichnisse v. Unterkunftshäusern, Campingplätzen u.a.m. Dritte, durchgesehene Auflage. 248 Seiten, dazu 20 ganzseitige Bilder und zwei Übersichtskarten; 15 x 22 cm. Halbleinen mit vierfarbigem, lackiertem Schutzumschlag. DM 17.80

Eine Gesamtdarstellung des Schwarzwaldes, die umfassende Auskunft und praktische Hinweise gibt. In natürlicher, weder zu trockener noch zu pathetischer, gelegentlich jedoch dichterisch beschwingter Sprache schildert der Autor seine Heimat, indem er in kurzen Kapiteln das zusammenfaßt, was geographisch und geschichtlich zusammengehört.

Sonne über dem Neckarland

Max Rieple



Verliebt in den Bodensee

Landschaft, Geschichte, Kunst und Brauchtum des Bodenseeraums.

Anhang von A. Allgaier mit 130 Wandervorschlägen und Anregungen für Wochenwanderungen. Rundfahrten für Autofahrer, Wissenswertes über Wassersport und Bodenseeschifffahrt; Verzeichnis der Bäder und Kurorte, Jugendherbergen, Campingplätze, Ortsregister u.a.m.

Zweite durchgesehene Auflage. 244 Seiten, dazu 23 ganzseitige Bilder und eine Übersichtskarte; 15 x 22 cm. Halbleinen mit vierfarbigem, lackiertem Schutzumschlag. DM 19.80

Wer dieses Buch zur Hand nimmt, ist auch sofort verliebt in den Bodensee, denn die aufgezeichneten Kapitel über Landschaft, Geschichte, Kunst und Brauchtum sind so voll Erlebtem und so unterhaltsam, daß sie das Gebiet, wie es wirklich ist, vor dem geistigen Auge erstehen lassen: den sagenumwitterten Hegau, den stillen Bodanrück, die kunstgeschichtlichen Kostbarkeiten Birnau und Heiligenberg, um nur einiges aufzuzählen. Wer glaubt, den Bodensee und seine Randlandschaften zu kennen, ist beglückt über die vielen neuen Anregungen.

Erlebter Schwarzwald

Max Rieple



Sonne über dem Neckarland

Landschaft, Geschichte, Kunst und Brauchtum des Neckarlandes.

Anhang von A. Allgaier mit 350 Wandervorschlägen, Wissenswertem für den Autofahrer und über die Neckarschifffahrt; Verzeichnisse der Bäder, Kurorte, Jugendherbergen, Wanderheime, Unterkunftshäuser, Aussichtstürme und Campingplätze; Ortsregister.

260 Seiten, dazu 27 ganzseitige Bilder und zwei Übersichtskarten; 15 x 22 cm. Halbleinen mit vierfarbigem, lackiertem Schutzumschlag. DM 22.80

... und da er seine Kapitel mit vielen Anekdoten würzt und mit Sagen und Histörchen bereichert, eignen sich seine kurzweiligen Lesestücke für Ferienreisende jeglicher Provenienz. (FAZ)

Bitte beachten Sie unsere Anzeigen:

DIENTST am BUCH Versandbuchhandlung 7000 Stuttgart 1 Postfach 3057

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthaus Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C



WÜRTTEMBERGISCHE BANK

7 Stuttgart 1 Kleiner Schloßplatz Telefon 2 09 41 und Eberhardstraße 20 Telefon 24 60 04

mit Niederlassungen in:

Göppingen
Hechingen

Metzingen
Nürtingen

Ravensburg
Reutlingen

Schorndorf
Sindelfingen

Tübingen
Uhingen

Ulm/Do.
Ulm-Weststadt

Unser Rat - Ihr Vorteil

Ihr Vorteil - unser Ziel

Günther Holzhey

Flötenuhren aus dem Schwarzwald

56 Seiten mit 9 Farbtafeln, 3 Schwarzweiß-Tafeln, 3 ganzseitigen Abbildungen im Text und 4 Seiten mit Notenbeispielen. Kartoniert in Tumbabütten mit fünffarbigem Schutzumschlag DM 12,80.

Jedem von uns ist die Schwarzwälder Kuckucksuhr ein Begriff und im Ausland ist sie abgesehen von dem langweiligen Gartenzwerg sogar zu einer Art Markenzeichen geworden, das deutsche Gemütlichkeit mit der Wertarbeit ‚made in Germany‘ sinnfällig zu verbinden weiß. Gewissermaßen eine ‚höhere Tochter‘ dieser Kuckucksuhr ist die weniger bekannte Flötenuhr aus dem Schwarzwald, die von künstlerisch hochbegabten Handwerkern im 19. Jahrhundert gefertigt wurde.

Der Verfasser dieses Buches beschäftigt sich seit vielen Jahren mit alten Uhren. Er verfolgt die Uhrmacherei in diesem Lande von der Frühzeit im 18. Jahrhundert bis zur Blüte. Ein Stamm von Handwerkern fertigte zunächst Zeitmesser, dann Orgel- und Spieluhren, bis sich der logische Entwicklungsweg von den Uhren ganz entfernt und bei Orchestrions und automatischen Orgeln für Karussells endet. Die interessante Übergangsform der Flötenuhr, die sowohl eine kleine Orgel als auch eine Uhr umfaßt, bildet das besondere Thema des Buches.



Verlag Berliner Union, Stuttgart

In Geldsachen bieten wir den guten Service



In vielen Bereichen des täglichen Lebens stehen Sie heute als Kunde im Mittelpunkt der Überlegungen. Das Leben wird angenehmer, leichter. Warum sollte es in Geldsachen nicht genauso sein?

Hier bieten wir den guten Service. Immer wieder verbessern wir unsere Leistungen, unter Ausnutzung all jener Möglichkeiten, die uns die moderne Zeit bietet. Ihre Geld- und Vermögensangelegenheiten lösen wir schnell. Wir sagen Ihnen, was Sie mit Ihrem Girokonto anfangen können, welche Sparform für Sie am günstigsten ist oder wie Sie am schnellsten zu Geld kommen, wenn es einmal nicht reicht. Gerne informieren wir Sie, damit Sie unseren guten Service künftig besser nützen können.



wenn's um Geld geht-
SPARKASSE

...alles mit Wüstenrot, Deutschlands größter Bausparkasse:

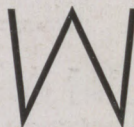
Hausbau, Hauskauf,
Wohnungserwerb
und Althausmodernisierung

Informations-Broschüre kostenlos durch unsere
örtliche Beratungsstelle
oder beim Wüstenrot-
Haus, 714 Ludwigsburg.

Wüstenrot



Ihre
Anzeigenaufträge
nimmt
entgegen:



Merkur-Werbung
Stuttgart-S
Staffenbergstraße 44
Postfach 740
Telefon 24 63 58 / 59 / 50

Hermann Missenharter

Liebes altes Württemberg

290 Seiten. Mit 12 Reproduktionen von Merian-
Stichen sowie einem Kupferstich aus einem Stammbuch
des Württembergischen Regentenhauses.
Format 10,5 × 17,5 cm. Leinen DM 19,80

In einer kaum eleganter zu denkenden Schreibweise stellt der bekannte Essayist sein württembergisches Heimatland vor. Mit dem Autor durchstreifen wir leichten Fußes und aufs köstlichste unterhalten die geologische, historische und kulturelle Vergangenheit Württembergs.

Ein Buch über schwäbische Kulturgeschichte und deren gewichtige Stellung in der deutschen Geistesgeschichte.



Kohlhammer